

εὐαγγελ

Magazin für missionarische Pastoral



Kirche im Kreuzfeuer

Ralf Miggelbrink

Der notwendige Blick „von außen“. Fünf Argumente, warum die Kirche der öffentlichen Meinung bedarf

Andreas Fincke

Kirchenkritische Organisationen in Deutschland

Klaus Müller

Atheismus?

Versuch einer theologischen Aufklärung

Bernd Hagenkord

Die Kirche und die Medien.

Eine spannungsvolle Beziehung

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Wenn es unter den verschiedenen Richtungen innerhalb der Kirche über eines Einigkeit gibt, dann ist es die Notwendigkeit einer Erneuerung der Kirche. Nur: Wie diese Erneuerung aussehen soll, da fängt die Uneinigkeit schon wieder an.

Aber: Ist die Kirche überhaupt noch erneuerbar? Hat sie noch etwas zu sagen? Ist sie noch glaubwürdige Verkünderin einer für die heutigen Menschen bedeutsamen Botschaft? Hilft sie den Menschen, oder schadet sie eher?

Solche radikalen Fragen stellen zwar gelegentlich auch treue Katholikinnen und Katholiken, sie kommen aber vor allem von außen: von atheistischen Organisationen, von Menschen, die von der Kirche enttäuscht sind, von konkurrierenden Religionsgemeinschaften, von den Medien oder auch vom glaubenslosen Nachbarn.

Diesem „Kreuzfeuer“, dem sich die katholische Kirche gerade heute ausgesetzt sieht, widmet sich der Schwerpunktteil dieses Heftes.

Die lautstarke, aber zahlenmäßig kleine Truppe der „Neuen Atheisten“ stellen Andreas Fincke und Klaus Müller vor. In die intensive und vielfältige Auseinan-

dersetzung mit Religion und Christentum in der Metal-Musik führen uns Florian Heesch und Anna-Katharina Höpflinger ein. Die Szene der Kirchenkritiker besteht aber nicht nur aus „Hauptamtlichen“, sondern gerade im überwiegend entchristlichten Osten Deutschlands ist Kirche für viele eher ein Relikt aus der Vergangenheit, dem man



mit Misstrauen begegnet; von solchen Begegnungen erzählen im Interview zwei junge, engagierte Katholiken aus dem Bistum Erfurt, nämlich Mechthild Herzog und Simeon Kaul. Martin Hochholzer wirft schließlich noch einen Blick auf Kirchenkritik aus einer ganz anderen Richtung, nämlich von der schismatischen Piusbruderschaft.

Gewissermaßen den Rahmen unseres Schwerpunktteils bildet eine Frage, die sich logisch aus all diesen Anfragen ergibt: Was lässt sich Kirche sagen? Was soll, was muss sie sich sagen lassen? Warum der Blick von außen für die Kirche nicht nur hilfreich, sondern geradezu notwendig ist, erläutert der Dogmatiker Ralf Miggelbrink. Das ergänzt ein Blick auf die Bibel. Auch P. Bernd Hagenkord SJ, Leiter der deutschsprachigen Abteilung von Radio Vatikan, berichtet nicht nur von den üblichen Klischees und stereotypen Reaktionsmustern der Presse in Kirchenfragen, sondern ermutigt dazu, trotz aller Schwierigkeiten den Dialog zu wagen.

Eine Kirche, die sich einer missionarischen Pastoral verpflichtet fühlt, braucht gleichermaßen den offenen Blick auf die Welt und auf sich selbst, um die Zeichen der Zeit zu erkennen. In diesem Sinne hoffen wir, Ihnen mit dem Schwerpunktteil dieses Heftes Impulse für Ihre pastorale Tätigkeit geben zu können.

Gerne stellen wir uns aber auch Ihrer kritischen Meinung – und freuen uns über Leserbriefe.

Ihr

Editorial

2



**Schwerpunkt:
Kirche im Kreuzfeuer**

Ralf Miggelbrink

Der notwendige Blick „von außen“

Fünf Argumente, warum die Kirche der öffentlichen Meinung bedarf

5

Martin Hochholzer

Der Blick von außen und die Bibel

11

Andreas Fincke

Kirchenkritische Organisationen in Deutschland

13

Klaus Müller

Atheismus?

Versuch einer theologischen Aufklärung

17

Florian Heesch / Anna-Katharina Höpflinger
„Go in peace and find thy faith“

Metal und Religion

21

Interview mit Mechthild Herzog und Simeon Kaul
„Irgendwann kommt es immer raus, dass man Katholik ist“

Junge Christen in der ostdeutschen Diaspora

23

Martin Hochholzer

Die Piusbruderschaft – Spiegel und Schatten der Kirche

27

Bernd Hagenkord

Die Kirche und die Medien

Eine spannungsvolle Beziehung

29

Martin Hochholzer

Zwischen Notwendigkeit und Polemik

Die öffentliche Meinung als Ort der Kirche

32

Was mich als Christin bewegt
Luise Hell

36

Das missionarische Projekt „Gott in Suhl“

37

Die aktuelle Studie

Tobias Kläden

Die Sinus-Milieus®: Update 2010

40

Weltbischofssynode

Hubertus Schönemann

Auf neue Weise das Evangelium verkünden

Die Bischofssynode 2012 zur „neuen Evangelisierung“ in ihren Vorbereitungsdocumenten

42

Rezensionen

► **Franz Meurer / Peter Otten,**
Wenn nicht hier, wo sonst?
Kirche gründlich anders

47

► **Constantin Klein / Hendrik Berth /**
Friedrich Balck (Hrsg.),
Gesundheit – Religion – Spiritualität.
Konzepte, Befunde und Erklärungsansätze

49

Termine & Berichte

► *Hubertus Schönemann*

„Konversion“ als biografische Veränderung zum Glauben

Ein Treffen mit Neugetauften im Bistum Erfurt

51

► *Tobias Kläden*

Kirche als Ort der Gottsucher

Tagung der Katholischen Akademie in Berlin

54

Seitensprung

Martin Hochholzer

Lügen 2.0

Kleine Anleitung für den zukünftigen Demagogen

56

Vorschau & Impressum

57

Kirche im Kreuzfeuer



Dafür oder dagegen: Auch wenn die Kirche vielen gleichgültig geworden ist – sie vermag immer noch zu polarisieren, Meinungen hochkochen zu lassen, fordert Stellungnahmen heraus. Die Kirche mit ihrer Botschaft – und der Weise, in der sie sie verkündet und sie lebt (oder nicht lebt) – ist für viele ein Stein des Anstoßes.

Es gibt aber auch noch andere Richtungen, in die man zeigen kann: nach

vorne oder nach hinten, hin zu einer Modernisierung oder zurück zu einer „Idealform“ aus früheren Zeiten (was auch immer man jeweils darunter versteht). Auch hier gehen die Ansichten auseinander.

Wie auch immer: Die Kirche steht im Kreuzfeuer der öffentlichen wie der privaten Meinungen. Diese „Arena“ ist der Ort des Evangeliums, dem dieser Schwerpunkt gewidmet ist.

Der notwendige Blick „von außen“

Fünf Argumente, warum die Kirche der öffentlichen Meinung bedarf

Ralf Miggelbrink

Das Verhältnis zwischen Kirche und Welt ist eine – oft auch umstrittene – Grundsatzfrage. Der Dogmatiker Ralf Miggelbrink erläutert, wieso sich die Kirche gar nicht auf sich allein zurückziehen kann und welche Rolle die „öffentliche Meinung“ für den Glauben spielt.

1. Die Kirche wird durch ihre Sendung an die Welt begründet

Soziologisch ließe sich Kirche als ein System beschreiben, das durch seine eigenen Regeln, Rollen, Rituale und Gewissheiten begründet wird und dessen Stabilität von der genauen Beachtung der Systemregeln abhängt. Mit einer solchen systemtheoretischen Sicht der Kirche wäre die Entscheidung für die absolute Notwendigkeit der identitätsbildenden Unterscheidung von Kirche und Welt getroffen. Im Binnenbereich des Systems würde eine eigene, im günstigsten Fall eine durch die Bibel inspirierte Sicht auf die Welt gepflegt. Wer diese Sicht von außen nachvollziehen will, muss sich darauf einlassen, die rationalen Operationen, durch die das System erzeugt wird, durch Beobachtung zu verstehen.

Das Zweite Vatikanum hingegen bestimmt das Wesen der Kirche nicht mehr institutionell, sondern funktional. Kirche ist das Werkzeug Gottes „für die innigste Vereinigung mit Gott und

für die Einheit des ganzen Menschengeschlechts“ (Lumen gentium 1). Diese Definition bedeutet nicht, dass es nicht innerkirchliche Räume des Arkanums geben kann und soll. Es kann Bereiche anspruchsvollen geistlichen Lebens geben, dessen Inhalte keineswegs jedem auf Anhieb verstehbar sind. Darüber hinaus gilt ganz allgemein in der Kirche, dass die Lehren und Überzeugungen des Glaubens „Geheimnisse“ sind, deren inhaltlicher Gehalt nicht einfach jedem sofort verständlich ist. „Geheimnis“ bedeutet im katholischen Verständnis, dass ein Mensch nicht nur intellektuelle Mühe und ethische Entschlossenheit aufwenden muss, um den Gehalt einer Lehre zu verstehen. Er muss darüber hinaus in Gebet und Gottesbegegnung eine Lebensgeschichte mit Gott haben, aus der heraus überhaupt erst verständlich wird, was die Glaubensgeheimnisse und Sakramente der Kirche wirklich bedeuten. Doch auch, wenn man all dies zugibt, so wird die Kirche dennoch als Kirche nicht durch den Binnenbereich des Arkanums

definiert, sondern durch ihre Dienlichkeit für alle Menschen.

Das Zweite Vatikanum konzentriert den Begriff der göttlichen Offenbarung. Gott will in der Offenbarung „sich selbst“ den Menschen mitteilen (Dei verbum 6). Das Geheimnis in allen Geheimnissen ist Gott, der für alle Menschen zum Sinn und Ziel ihres Lebens werden will. Die Kirche hat keinen anderen Dienst



Dr. Ralf Miggelbrink ist Professor für Systematische Theologie an der Universität Duisburg-Essen.

an der Welt als den einen Dienst, prinzipiell alle Menschen mit Gott in Berührung zu bringen, sie zur Begegnung mit dem Sinn und Ziel des Lebens anzuleiten und sie in ihrer Gottesgemeinschaft zu begleiten. Wo dies begriffen wird,

muss jedes Konzept, das nur einfach auf Abgrenzung abhebt, verworfen werden.

Jede Abgrenzung der Kirche muss in ihrer Dienlichkeit für die Kirche an der Menschheit insgesamt legitimiert werden. Alles innerkirchliche Leben, wie speziell es auch immer sein mag, wird zu kirchlichem Leben durch seine Dienlichkeit für die eschatologische Sendung der Kirche gegenüber allen Menschen. Dienst an der Menschheit fordert das Interesse an den konkreten Menschen. Das Zweite Vatikanum erklärt deshalb: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen dieser Zeit, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind Freude und Hoffnung, Trauer und Angst auch der Diener Christi“ (Gaudium et spes 1).

Es gibt sehr wohl einen Anspruch auf ein gläubiges Privatleben, das nicht jederzeit für alle Welt erklärt werden muss. Prinzipiell aber gilt, dass sich Christen nicht verweigern, wenn sie gefragt werden „nach der Hoffnung“, die sie erfüllt (1 Petr 3,15).

2. Die Kirche entfaltet ihre eigene Theologie im Dialog mit der Welt

Von der Väterzeit an werden Glaubensgehalte mithilfe der ursprünglich heidnischen Philosophie auf Begriffe gebracht. Seit dem Ende des 19. Jahrhundert wird vor allem auf evangelischer Seite immer wieder Kritik geübt an der damit beschlossenen Vermittlung von Theologie und griechischer Philosophie. Folgt der Glaube nicht seiner eigenen Logik? Übertrifft nicht das Denken der Bibel die heidnische Rationalität?

Auch von katholischen Christen hört man bisweilen das Urteil: Die rationale Theologie bleibt

nichtssagend für den engeren Bereich religiöser Erfahrung, der nach eigenen Sprachspielen verlangt oder nach zu schützenden Räumen des heiligen Schweigens. Real ist die Gefahr, dass mit den heidnischen Kategorien Selbstverständlichkeiten importiert werden, die im Gegensatz stehen zu biblischen Evidenzen. Dieser Gefahr ist aber nur durch die ständige Auseinandersetzung mit den fremden Kategorien beizukommen. Nur so bleiben die durch die Bibel vermittelten Gewissheiten davor bewahrt, durch bloße Bewahrung unverständlich zu werden.

Die umgekehrte Gefahr besteht darin, dass christliche Intuitionen und Einsichten im völligen Abseits vom zeitgenössischen Denken nicht nur nicht mehr „nach außen“ verständlich gemacht werden können, sondern auch „innen“ nicht mehr verstanden werden, weil ja auch das Innen immer durch die Teilnahme der Christen an der außerkirchlichen Lebenswelt mitgeprägt ist. Auch im Binnenbereich der Kirche teilen die Christen bis hinauf in die höchsten Etagen der Hierarchie die Selbstverständlichkeiten und Vorurteile ihrer Zeit. Nur in der bewussten Auseinandersetzung mit diesen Gehalten kann christliche Positionierung gelingen.

Verbindlicher als diese wissenssoziologische Argumentation ist das lehramtliche Zeugnis. Die katholische Tradition hält fest, dass jenseits aller kontingenten und zeitbedingten Vorstellungen und Überzeugungen alle Menschen auf eine gemeinsame und verbindende Vernunft zurückgreifen können. Diese bildet die Grundlage alle verbindender gültiger Einsichten. Dazu gehört auch das Wissen um die Existenz

Gottes. Auch wenn sich das Dasein Gottes einem Ungläubigen nicht in zwingenden, logischen Schlüssen demonstrieren lässt, so ist doch die Überzeugung von der Existenz Gottes nicht nur vernünftig, sondern leuchtet vielen Menschen auch außerhalb der religiösen Glaubenswelten als vernünftig ein.

Weiter ist zu bedenken, dass die Trennung zwischen Christen und Nichtchristen in theologischer Hinsicht nicht so einfach ist. Das Zweite Vatikanum hat nämlich nicht einen großzügigen göttlichen Gnadenerlass gelehrt, nach dem in etwa alle Menschen in den Himmel kämen, sondern es erklärt, dass „Gott Menschen, die das Evangelium ohne ihre Schuld nicht kennen, auf Wegen, die er weiß, zum Glauben führen kann, ohne den es unmöglich ist, Ihm zu gefallen“ (Ad gentes 7). Hier wird also nicht weniger behauptet, als dass es Glauben im qualifizierten christlichen Sinn auch außerhalb der Kirche gibt. Christen müssen damit rechnen, außerhalb der Kirche Menschen anzutreffen, die zum Gott Jesu Christi in einem heilsschaffenden Verhältnis stehen, auch wo sich solche Menschen dessen nicht explizit bewusst sind. Karl Rahner sprach von „anonymen Christen“. Einem anonymen Christen die Neuigkeit mitzuteilen, er sei entgegen seiner Überzeugung in Wirklichkeit Christ, ist nicht nur unhöflich, sondern auch unsinnig. Wohl aber macht die Einsicht, dass außerhalb der Kirche eben nicht einfach nur „kein Heil“ wäre, die Gesprächssituation anspruchsvoller, weil gläubige Menschen damit rechnen müssen, von vermeintlich Ungläubigen auch religiös lernen zu können.



Meinung 1

Als lebendiger Organismus bedarf die Kirche der öffentlichen Meinung, die aus dem Gespräch ihrer Glieder erwächst. Nur dann ist in ihrem Denken und Handeln Fortschritt möglich. „Dem Leben der Kirche würde etwas fehlen, wenn es in ihr an öffentlicher Meinung mangelte. Die Schuld daran fiel auf Hirten und Gläubige“.

Darum müssen Katholiken sich völlig dessen bewußt sein, daß sie wirklich die Freiheit der Meinungsäußerung besitzen. Diese Freiheit gründet im Glaubenssinn und in der Liebe; im Glaubenssinn, der vom Geist der Wahrheit geweckt und genährt wird, so daß das Gottesvolk unter der Leitung des heiligen Lehramtes in dessen treuer Gefolgschaft den einmal den Heiligen übergebenen Glauben unverlierbar festhält, in ihn mit rechtem Urteil immer tiefer eindringt und ihn im Leben umfassender zur Auswirkung kommen läßt; in der Liebe aber, weil durch sie die Kommunikationsfreiheit bis zur Freiheit in Christus hinaufgehoben wird. Christus nämlich befreite uns von den Fesseln der Sünde. Er machte uns damit erst fähig, im Einklang mit seinem Willen frei zu urteilen. Die verantwortlichen kirchlichen Obrigkeiten werden dafür sorgen, daß sich innerhalb der Kirche auf der Basis der Meinungs- und Redefreiheit der Austausch legitimer Ansichten lebendig entfaltet. Darum werden sie Normen und Bedingungen schaffen, die diesem Ziel dienen.

Pastoralinstruktion *Communio et progressio* 115 f.

Ein altkirchliches Beispiel auch religiösen Lernens von den Nichtchristen überliefert Justin der Märtyrer in seiner Schrift „Dialog mit Tryphon“. Mehrere Tage nimmt dieses Gespräch in Anspruch. Die Schüler des Juden Tryphon nehmen daran teil und schaffen eine

gewisse Öffentlichkeit. Zunächst muss sich Justin im Dialog gegen die Neigung der Anhängerschaft des Tryphon, bei jeder Gelegenheit spöttisch zu lachen, behaupten. Am Ende des mehrtägigen Dialoges greift die bereits zu Beginn seitens des jüdischen Leh-

ters Tryphon von Hochachtung geprägte Atmosphäre auf seine Schüler über: „Tagtäglich“, so schreibt Justin am Ende des Dialoges, wünschte er sich die gleiche Unterhaltung mit einem ebenso gebildeten wie frommen Zeitgenossen wieder (Tryphon 142,2).

Das Philosoph-Sein und das Christ-Sein verhalten sich bei Justin komplementär. Christentum ist radikale Philosophie. Zu der Frage nach der Schlüssigkeit des Gedankens, der Tugendhaftigkeit der Haltung und der Schönheit der Anschauung tritt mit dem Christsein die Ermutigung, dem Gedanken mit der ganzen eigenen Existenz zu entsprechen. Der Philosoph kann denken, was logisch ist, was gut und was schön. Er kann sich aber auch achselzuckend abwenden und erklären, die Welt sei leider kein Ort der Wahrheit, des Guten und Schönen. Wer aber die Menschwerdung des göttlichen Ursprunges alles Wahren, Guten und Schönen bezeugt, für den ist die Trennung zwischen der Welt der Ideen und der erlebten und realen Welt des Alltags nicht mehr akzeptabel. Das Zeugnis, das Gute sei nicht nur denk-, sondern auch lebbar, berührt den Wahrheitsuchenden im Herzen.

Faszinierend an Justin, dem Märtyrer, ist, dass er das Christsein nicht als Frage einer Vereinsmitgliedschaft begreift, auch nicht als Teilnahme an einem geheimen Sonderwissen, sondern vor allem als radikale Philosophie, die als solche jedem ernsthaft Suchenden dialogisch erklärt werden kann.

Justin wird mit seinem Programm zu einem der Väter der Theologie. Entgegen seiner Begeisterung für die Notwendigkeit der Philosophie für den Glauben findet man in kirchlichen Kreisen

heute eine ausgesprochene Theologiemüdigkeit, als deren harter Kern sich häufig eine Denkwillingkeit erweist. Das Programm der Urkirche war heilsgeschichtlich erfolgreich, weil es von Menschen wie Justin im Sinne seiner universalen Kommunizierbarkeit vertreten wurde. In Österreich hat sich kürzlich ein Dogmatikprofessor nach Art der Verkäufer technischer Neuheiten mit einem Ansteckmikrofon vor einer Kaufhausrolltreppe aufgestellt, um den Sinn des Christentums zu erklären. Nicht jeder wird zu dieser Form öffentlicher Kommunikation über Glauben Mut, Nerven und Geschick haben. Dass aber neue und mutige Formen des Glaubensdiskurses gesucht und gefunden werden müssen, ergibt sich aus dem wesentlichen Auftrag der Kirche.

3. Die Kirche bewahrt ihre Wahrheit nur in der Auseinandersetzung

Weil Kirche in ihrer gesellschaftlichen Gegenwart so oder so inkarniert ist, ist es illusorisch zu denken, es gäbe einen Bereich reiner Kirchlichkeit, in dem die ursprünglichen Intuitionen des Evangeliums und der Kirche unverbrüchlich und verkürzt bewahrt werden könnten. Im Anschluss an den zweiten Timotheusbrief könnte man auf eine andere Idee kommen. Dort ist die Rede von einer „Hinterlassenschaft“ [des Glaubens], die der Apostelschüler Timotheus bewahren soll (2 Tim 1,14). Der daraus entwickelte theologische Begriff des „depositum fidei“ wird gerne zum Appell für eine konservative Sicht von Glaubenstradition verwendet. Wo Glaubensweitergabe wesentlich bewahrend sein soll, da vergessen die Bewahrer allzu schnell, dass die meisten Glau-

benslehren noch gar nicht formuliert waren, als Timotheus seinen Auftrag zur Bewahrung erhielt. Die energischsten Anwälte des Bewahrens zeigen sich frapierend desinteressiert an der

Frage, aus welcher Zeit eigentlich die Traditionen stammen, über die behauptet wird, sie gehörten zum depositum fidei.

Der Timotheusbrief fordert nicht einfach eine konservatori-



Meinung 2

Das Gespräch der Kirche beschränkt sich nicht auf die Gläubigen, sondern bezieht die ganze Welt ein. Die Kirche muß ihre Lehre und ihr Wirken offenkundig machen: Die Menschen, an deren Schicksal sie ja teilhat, haben ein Recht darauf, und sie selbst ist dazu durch ein klares göttliches Gebot verpflichtet. Ferner ist sie nach dem Wort des II. Vatikanischen Konzils gehalten, die „Zeichen der Zeit zu deuten“; denn auch durch diese spricht Gott, und sie sind ein Dokument der Vorsehung, die darin die Heilsgeschichte weiterhin offenbar macht. Die Kirche muß also wissen, wie alle Zeitgenossen, nicht nur die Katholiken, auf die jeweils neuesten Ereignisse und geistigen Strömungen antworten. Solches Wissen der Kirche wird um so gründlicher sein, je deutlicher die Instrumente der Sozialen Kommunikation diese Antworten darstellen.

Communio et progressio 122.

sche Haltung gegenüber der Überlieferung. Es heißt dort vielmehr: „Bewahre das dir anvertraute kostbare Gut durch die Kraft des Heiligen Geistes, der in uns wohnt.“ Der Geist aber ist das Prinzip des Verstehens und der Intersubjektivität. Verstehen setzt Interpretation voraus und Intersubjektivität Kommunikation.

Weil Bewahren immer Interpretation einschließt und weil die Interpreten immer nicht nur Bürger des Gottesreiches, sondern auch Kinder dieser Welt sind, gibt es keine Wahrheitsbewahrung, die nicht kritische Auseinandersetzung über die Angemessenheit oder Unangemessenheit von Interpretationen wäre. Karl Rahner hat am Beispiel des innertrinitarischen Personbegriffs vorgeführt, wie rechtgläubige Formeln durch den bloßen Bedeutungswandel der Worte sich in das Gegenteil des ursprünglich Gemeinten verkehren können, so dass der gedankenlose Rechtgläubige zum Häretiker werden kann, ohne es zu wollen.

Ein heutiges Beispiel für das fromme Missverstehen eines tradierten theologischen Begriffes ist der Begriff der „Transsubstantiation“. Das Wissen um die Semantik des metaphysischen Begriffes der Substanz ist zu einem gelehrten Sonderwissen geworden. Der durchschnittliche Zeitgenosse hat seine Semantik des Substanzbegriffes aus dem Chemieunterricht. Die Anwendung des chemischen Substanzbegriffes auf das Geheimnis der eucharistischen Wesenswandlung führt jedoch zwangsläufig zu den Missverständnissen von Materialismus und Zauberei. Hier hilft es dem frommen Zeitgenossen durchaus, wenn er durch den Kirchenfernen kritisiert wird und gezwungen

ist, seine Glaubensüberzeugung tiefer zu reflektieren.

4. Die Kirche dient der Inkarnation Gottes im Fleisch der Welt

Das Zweite Vatikanum betont die Kontinuität zwischen dem menschengewordenen Gott und der Kirche unter Rückgriff auf eine „nicht unbedeutende Analogie“: So wie sich in Christus das göttliche Wort seiner menschlichen Natur bedient, so komme in der Sozialgestalt der Kirche das Geheimnis ihrer göttlichen Sendung in das Fleisch der Welt (Lumen gentium 8). Die Rede von der in der Kirche fortgesetzten Inkarnation gilt auf evangelischer Seite als katholische Hybris des „Christus prolongatus“. Das Konzil spricht jedoch nicht von der Kirche als fortgesetzter Inkarnation, sondern von der „Analogie“ zwischen der Inkarnation des göttlichen Logos und der Sendung der Kirche. Die Argumentationsrichtung ist dabei genau gegensinnig zu der Behauptung der Göttlichkeit der Kirche. Das Konzil benutzt die Analogie so, dass die Fleischhaftigkeit der kirchlichen Sozial- und Institutionsgestalt betont wird und damit die dramatische Präsenz des Widergöttlichen in der Kirche. Als solche ist sie gerade nicht Inkarnation Gottes. Im Geist aber wird Kirche zum Ereignis göttlicher Heilsgegenwart in der Welt. Aus dem institutionellen Material der Kirche wird der Funke der Inspiration geschlagen. Dieses Geist-Ereignis setzt das Sich-Öffnen der Kirche für ihren wesentlichen Auftrag voraus und damit die Nähe zu den Menschen, denen sie als sakramentales Zeichen der Gegenwart Gottes unter den Menschen dienen soll.

Dieses Sich-Öffnen schließt auch die Sensibilität für den kritischen „Blick von außen“ mit ein. Papst Johannes Paul II. hat die Bußzeit des „Heiligen Jahres 2000“ mit einem großen liturgischen Schuldbekenntnis eröffnet, das durch eine mehrjährige „Reinigung des Gedächtnisses“ vorbereitet wurde. Dieser Prozess umfasste auch die historische Erforschung von Feldern kirchlichen Versagens. Innerkirchliche Kritiker warfen dem Papst damals vor, das Versagen von Einzelnen könne nicht der Kirche als Ganzer zugerechnet werden. Im Gegensatz zu diesem Einwand zeigte der Papst mehr Verständnis dafür, dass die Kirche in ihren Gläubigen existiert, deren verblendetes und falsches Handeln nicht ohne Auswirkung auf die Kirche als Ganze bleibt. Weil die Kirche als fleischliche Größe immer vom Handeln ihrer Glieder abhängt, ist sie als Ganze gefährdet und wirkt auf ihre Glieder gefährdend.

Ein Beispiel mag das Gemeinte erläutern: Der Berliner Jesuit Klaus Mertes machte 2010 zahlreiche Fälle sexuellen Missbrauchs von Jugendlichen am Berliner Canisiuskolleg der Jesuiten öffentlich und forderte Missbrauchsoffer auf, das Schweigen über ihr Schicksal zu beenden. Diese Aufforderung löste die wohl schwerwiegendste Erschütterung in der deutschen Nachkriegskirche aus. Was für die ganz überwiegende Mehrzahl der Katholiken undenkbar war, erwies sich jetzt als vielfältiges Schicksal überall in der katholischen Kirche. Bis dahin hatten die einen Vorgänge dieser Art in der Kirche für undenkbar gehalten, die anderen hielten es für ihre Pflicht, aus Loyalität zur Kirche über solche Vorgänge zu schwei-

gen, von denen sie betroffen waren oder Kenntnis hatten. Sehr viele Katholiken wurden durch die Vorgänge beschämt, weil sie sich eingestehen mussten, Zeichen übersehen und Missbrauchsoffer alleingelassen zu haben. Die vielfach geübte Loyalität mit der Kirche hatte nicht selten die Täter immer dreister werden lassen.

Die Zulassung des realistisch-kritischen Blicks wirkte erschütternd, verunsichernd und gefährdend für die Kirche insgesamt. Durch den kritischen Blick wurde die Kirche aber auch aus der Scheinsicherheit des Verschweigens, Vertuschens und Beschönigens befreit und erhielt die Möglichkeit, sich der Fleischlichkeit ihrer eigenen Wirklichkeit zu stellen.

5. Die Kirche braucht die Fähigkeit zur liebenden Annahme der Menschen

Sind wir in der Lage, in einer Sprache, die Menschen verstehen, zu sagen, was wir hoffen, woran wir glauben, welche Zeichen uns heilig sind? Jede Religionsgemeinschaft erfährt in einem neuzeitlichen Rechtsstaat im Rahmen der Rechtsordnung die Freiheit, die eigenen Rituale zu praktizieren. Die Kirche aber kann sich nicht damit zufriedengeben, eine respektierte und tolerierte Sondergruppe mit befremdlichen Gebräuchen zu sein. Die Kirche lebt aus der Überzeugung, dass sich in dem von ihr bewahrten Gedächtnis Jesu von Nazareth das Wissen um den Ursprung und den Sinn des Daseins erschließt. Wenn diese Überzeugung kommuniziert und zur Geltung gebracht werden soll, braucht die Kirche die Fähigkeit, mit den Menschen zu denken und zu fühlen. Nur so kann sie die eigenen Gewissheiten in die

Lebenswirklichkeit der Menschen übersetzen. Dazu muss sie sich auf ein Gespräch einlassen. Wer sich aber auf ein Gespräch einlässt, kann nicht nur mitteilen wollen, er muss auch zuhören und verstehen können. Wo ein solches Gespräch zugelassen wird, verändert sich auch der kirchliche Binnenbereich.

Wir erleben seit langem den Ausfall der traditionellen katholischen Eliten. Menschen, die sich „von außen“ für die Kirche interessieren, sehen sich oft zahlreichen Schwierigkeiten gegenüber. Auch das neue Kirchenrecht von 1984 orientiert sich an der Normalbiographie eines katholischen Christen in einer katholischen Gesellschaft. Seelsorger wissen, wie selten solche Normalbiographien geworden sind, wie häufig Menschen an der Schwelle zur Kirche bereits mit dem Kirchenrecht in Konflikt stehen. Die Gefahr in dieser Situation ist eine horizontale Spaltung der Kirche in die Schicht derer, die mit Normen und Lehren der Kirche vollkommen im Einklang stehen, und solchen, die sich aus verschiedenen Gründen als defizitäre Christen fühlen. Zwei theologische Positionen sind in dieser Situation möglich: Die einen erklären, die Spaltung in einen inneren Kern der Überzeugten und einen weiteren Kreis der Interessierten sei sinnvoll und unvermeidlich. Im inneren Kern werde die wahre Identität bewahrt. Am äußeren Rand komme es vielleicht zu einer Art Präkatechumenat der Annäherung an die Kirche. Auf der anderen Seite wird die Gefahr gesehen, dass der innere Kern möglicherweise ja gar nicht wirklich christlicher oder katholischer ist, sondern nur einfach traditioneller.

Die Inszenierung von selbstbewussten Innenkreisen der Kirche birgt immer die Gefahr, dass sich diese Innenkreise und ihre Intuitionen wichtigtuerisch in den Vordergrund schieben. Wo solche Binnenkreise entstehen, fordert der sakramentale Auftrag der Integration aller Menschen und ihrer Heiligung vor und mit Gott, dass entgegengesetzte Bewegungen initiiert und gefördert werden: Bewegungen der Integration von Fernstehenden, Bewegungen der Offenheit für Suchende und Initiativen der Annahme von Menschen, die nicht innerhalb der kirchlichen Lebensordnung leben können oder wollen. In der gegenwärtigen kirchlichen Situation erfahren Menschen, die die Nähe der Kirche suchen, stattdessen häufig, dass sie so, wie sie sind, nicht gewollt sind. Die erste Botschaft der Christen über ihre Mitmenschen ist allzu oft: Ihr seid nicht in Ordnung. Hier muss die Kirche noch von ihrem Herrn und Gründer lernen, der die Sehnsucht der Menschen nach Heilung und liebender Annahme immer wieder als „Glaube“ bezeichnete, der heilsschaffend wirkte, ohne dass seine amtliche Richtigkeit und Tugendhaftigkeit bis ins Detail behördlich geprüft wurde. ■

Der Blick von außen und die Bibel

Martin Hochholzer

Religionskritik ist nichts Neues, es gab sie schon zu biblischen Zeiten. Der Beitrag geht der Frage nach, was wir aus der Bibel für den Umgang mit der heutigen Kirchenkritik von außen lernen können.

Das kann doch nicht so schwer sein, aus biblischer Perspektive etwas zum Thema dieses Heftes zu schreiben: Da gibt es ja diese berühmte Stelle aus dem ersten Petrusbrief – „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“ (3,15) –, weiterhin den „antiochenischen Zwischenfall“ (vgl. Gal 2,11–21) und das Apostelkonzil, wo sich beispielhaft die Austragung von Konflikten studieren lässt – doch halt!, wir verfehlen das Thema!

Präzisieren wir die Fragestellung: Sagt uns die Bibel irgendwas zur Bedeutung von Kritik von *außen* für die Kirche? Also nicht zum missionarischen Gespräch mit Heiden oder zur innerkirchlichen Streitkultur, sondern dazu, wie man Anfragen, Vorwürfe, Kritik und Polemik gegenüber dem eigenen Glauben und der eigenen Glaubensgemeinschaft konstruktiv aufnehmen kann.

Wer eine positive Würdigung solcher Kritik von außen in der Bibel sucht, tut sich schwer. Das Alte und das Neue Testament zeichnen die als heidnisch verstandene Umwelt Israels und der Kirche als Bedrohung für den Glauben, als etwas, gegen das

man sich abgrenzen muss. Statt von Diskussionen und Glaubensgesprächen hören wir von Kriegen und Verfolgungen – und von Ermahnungen, auszuharren und dem eigenen Glauben treu zu bleiben.

Doch wenn wir auch keine explizite positive Würdigung der Außenperspektive finden: Der Einfluss des Blickes von außen ist zumindest implizit durchaus spürbar. Fremdherrschaft, Unterdrückung und erst recht das Exil waren nicht nur für die Israeliten eine Herausforderung für ihren Glauben, sondern ließen sicherlich auch ihre Feinde die Macht Jahwes in Frage stellen. Auf individueller Ebene zeigen sich solche von außen herangetragenen Zweifel an die Zuverlässigkeit Gottes z. B. in Ps 42,11: „Wie ein Stechen in meinen Gliedern ist für mich der Hohn der Bedränger; denn sie rufen mir ständig zu: Wo ist nun dein Gott?“

Freilich: Die Kritik an Glaubensform und Glaubenspraxis, die wir im Alten Testament regelmäßig antreffen, kommt von innen: von Propheten oder auch von den Autoren der biblischen Bücher selbst, die in ihre Darstellung deutliche Wertungen einfließen lassen.

Das setzt sich im Neuen Testament fort: Jesus und in der Folge Paulus und die anderen Briefautoren nehmen kein Blatt vor den Mund, wenn das Leben aus und mit dem Glauben zu einem Zerrbild entartet, wenn sich etwa Heuchelei und Lieblosigkeit breitmachen.

Aber an einigen Stellen können auch Menschen außerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft zu Vorbildern werden: so der barmherzige Samariter (Lk 10,30–37) und die heidnische Frau, deren Tochter Jesus auf deren eindringliche Bitte hin und aufgrund ihres Glaubens nach anfänglicher Ablehnung doch noch heilt (Mt 15,21–28). Wenn Paulus allerdings in 1 Kor 9,24–27 profane Athleten als Beispiel anführt, um die Christen im „Wettkampf“ um das Heil zu motivieren, ist doch gleich wieder die Abgrenzung zu spüren: „Jene tun dies, um einen vergänglichen, wir aber, um einen unvergänglichen Siegeskranz zu gewinnen“ (9,25).

Sicherlich auch der Abwehr von Vorwürfen und Unterstellungen dient die Passage Mt 27,62–66: Das Grab Jesu wird bewacht (und zwar – das ist die Ironie dabei – auf Antrag seiner jüdischen Gegner!), damit seine Jünger nicht den Leichnam steh-

len können, um eine Auferstehung vorzutäuschen.

Ein deutliches Bewusstsein für den Blick von außen zeigt 1 Petr 2,12: „Führt unter den Heiden ein rechtschaffenes Leben, damit sie, die euch jetzt als Übeltäter verleumden, durch eure guten Taten zur Einsicht kommen und Gott preisen am Tag der Heimsuchung.“ Hier geht es aber nicht darum, angeregt durch Kritik von außen das eigene Handeln zu ändern, sondern es wird eine missionarische Perspektive für ein ethisches Verhalten aufgezeigt, das sowieso von den Gläubigen erwartet wird.

Am ehesten relevant für unsere Fragestellung ist 1 Kor 14,23: „Wenn also die ganze Gemeinde sich versammelt und alle in Zungen reden, und es kommen Unkundige oder Ungläubige hinzu, werden sie dann nicht sagen: Ihr seid verrückt!“ Auch wenn Paulus – schaut man auf den Kontext des Verses – den korinthischen Enthusiasmus mit seinen Auswüchsen eindämmen will und auch an die missionarische Wirkung des Gemeindegottesdienstes denkt: Die (zumindest antizipierte) Kritik von außen wirkt sich auf das Verhalten der Gemeinde aus.

Insgesamt ist aber das Ergebnis unseres Ganges durch die Bibel ziemlich mager. Das mag zum einen daran liegen, dass das Alte genauso wie das Neue Testament von einem selbstkritischen Blick – sei es auf das Volk Israel oder auf die ersten christlichen Gemeinden – geprägt ist, von Schuld und Verfehlungen ebenso erzählt wie die mahnenden Worte von Propheten überliefert; und selbst dort, wo Idealbilder gezeichnet werden (man denke z. B. an Apg 4,32–35 oder an das Gleichheits-

und Gerechtigkeitsideal, das sich in der Gesetzgebung des Pentateuchs niederschlägt), sind diese ein kritischer Spiegel für die Leser der Texte.

Zum anderen ist die heutige Situation etwa in Deutschland völlig anders als zu biblischen Zeiten: eine von Pluralismus und Meinungsfreiheit geprägte Gesellschaft, in der die Kirche weder eine verschwindende Minderheit (wie die Urchristen) noch „Staatsreligion“ (wie im alten Israel) ist, sondern sich der öffentlichen Kritik ebenso stellen muss wie jede andere Gruppe oder Institution.

Dennoch kann uns die Bibel zumindest zwei Anregungen für die kirchliche Konflikt- und Kritikkultur geben:

Zum einen berichtet uns die Schrift nicht nur davon, wie Propheten oder auch Jesus Missstände anprangerten und sich damit gegen die Mehrheitsmeinung (oder die Meinung der Mächtigen) stellten. Die biblischen Bücher selber sind nicht aus einem Guss, sondern mit ihnen sind verschiedene Erfahrungen, Blickwinkel und Ansichten nebeneinandergestellt (man denke z. B. an die unterschiedliche Gewichtung des Verhältnisses von Gnade und Werken bei Paulus einerseits und dem Jakobusbrief andererseits). Diese Meinungsvielfalt darf existieren und steht gerade auch durch den gemeinsamen „Rahmen“ – den biblischen Kanon – in einem kreativen Austausch. Die Vielfalt der Meinungen *innerhalb* der heutigen Kirche hat also biblische Wurzeln.

Und was das anbelangt, was von *außerhalb* an die Glaubenden herankommt: Hier befasst sich zwar die Bibel, wie wir gesehen haben, so gut wie gar nicht mit dem Umgang mit *Kritik*. Sie setzt

sich aber sehr wohl mit der Kultur in ihrer Umwelt und mit den Ereignissen auseinander, die von außen her das Gottesvolk ereilen. Und sie deutet sie unter der Prämisse, dass es letztendlich Gott ist, der die Welt bestimmt. So erscheinen Niederlagen gegen feindliche Heere als Strafe Gottes, wird umgekehrt der Perserkönig Kyrus, der das babylonische Exil beendete, in Jes 45 wie David oder Salomon als Gesalbter Gottes bezeichnet und seines Bestands versichert. Auch wenn man über einzelne Deutungen streiten mag (vgl. das eben Gesagte zur internen Meinungsvielfalt!): Hier ist grundgelegt, was das Zweite Vatikanum dann als Pflicht (!) der Kirche bezeichnet, nämlich „nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten“ (Gaudium et spes 4).

Diese „Zeichen“ ändern sich mit der Zeit, mit dem Wechsel der Lebensbedingungen und Gesellschaftsformen. So lässt sich – in gut biblischer Tradition – heute in unserem Land auch die öffentlich vorgetragene Kritik an Kirche und Glauben als „Zeichen der Zeit“ begreifen, das unter dem Licht Gottes und seiner frohen Botschaft unsere Antwort herausfordert. ■

Kirchenkritische Organisationen in Deutschland

Andreas Fincke

Die Szene der atheistischen, kirchenkritischen und humanistischen Organisationen in Deutschland ist verwirrend und selbst für Insider nur schwer überschaubar. Neben einigen großen und einflussreichen Organisationen gibt es zahlreiche kleine Initiativen, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden sollte. Schließlich spielt das Internet eine zunehmende Rolle bei der Vernetzung und strategischen Ausrichtung.

Die größte säkulare Organisation ist der „Humanistische Verband Deutschlands“ (HVD). Er wurde Anfang 1993 als Dachverband säkularer Organisationen gegründet und hat in den knapp 20 Jahren seines Bestehens wichtige strategische Neupositionierungen vorgenommen. So hat man sich inzwischen weit von klassischen Freidenkerpositionen entfernt. Denn traditionell fordern Freidenker eine entschiedene Trennung von Kirche und Staat, die Abschaffung des Religionsunterrichts und des Einzugs der Kirchensteuer durch die Finanzämter, die Auflösung der Theologischen Fakultäten, ein Ende der kirchlichen Seelsorge bei der Bundeswehr usw. Der HVD hingegen schreibt zwar einige dieser Forderungen auch in seine politischen Programme, er reklamiert auf dem Wege dorthin jedoch alle diese Privilegien „vorerst“ auch für sich. Das entscheidende Argument lautet: Gleichbehandlung von Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften gemäß Artikel 4 Abs. 1 Grundgesetz und besonders Art. 140 GG i. V. mit Art. 137 Abs. 7 Weimarer Reichsverfassung. Diese strategische Neuausrichtung erweist sich

bisher als überaus kluger Schritt. Der HVD ist damit keine atheistisch-freidenkerische Organisation mehr, die sich über ein „Da-



Dr. Andreas Fincke war von 1992 bis 2007 wissenschaftlicher Referent an der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW). Derzeit arbeitet er als Pfarrer in einigen brandenburgischen Dörfern.

gegensein“ positioniert, sondern der Verband versteht sich selbst als Organisation einer humanistischen Weltanschauung mit eigenen Werten und Zielen. (Das Schlüsselwort „humanistisch“ ist in diesem Kontext also nicht im strengen Sinne eines klassischen Humanismus zu verstehen, son-

dern vielmehr als humanistisch-diesseitig.)

Mit dieser Neupositionierung hat der HVD in den knapp 20 Jahren seines Bestehens erstaunlich viel erreicht. So unterhält der HVD in Berlin zahlreiche Gesundheits- und Sozialprojekte wie Einrichtungen für betreutes Wohnen, mehrere Hospize, Einrichtungen zur Schwangerschaftskonfliktberatung usw. Darüber hinaus ist der Verband Träger von 24 Kitas und Familienzentren in der Stadt. Wie stark der Einfluss des HVD in der Bundeshauptstadt ist, wird z. B. am Religionsunterricht deutlich. In Berlin ist der Religionsunterricht kein ordentliches Lehrfach, sondern nur ein freiwilliges Angebot der Kirchen und Religionsgemeinschaften. Hier bietet der HVD, nahezu einmalig im Bundesgebiet, ein Konkurrenzfach zum Religionsunterricht, die „Humanistische Lebenskunde“, an. Dieses Unterrichtsfach ist aus den Wurzeln der Freidenker-Bewegung hervorgegangen. Man könnte, auch wenn das seltsam klingt, dieses Fach als „freidenkerischen Religionsunterricht“ apostrophieren. Derzeit nehmen 15,56 % der Schüler (49.813) am Humanistischen Lebenskundeunterricht teil.

Es lohnt ein Vergleich: So besuchen 25,12 % (80.393) der Kinder in Berlin den evangelischen Religionsunterricht sowie 7,82 % (25.021) den katholischen Unterricht. Besonders erstaunlich ist die Lage im Stadtbezirk Pankow. Hier wird der katholische Religionsunterricht von weniger als 5 % der Schüler besucht, die humanistische Lebenskunde des HVD erzielt eine Quote von 28,14 %.

Auch die Erwachsenenbildungsarbeit des HVD hat in den letzten Jahren deutlich an Profil gewonnen. Neben einem Institut zur Ausbildung der Lebenskundeführer wurde bereits im Sommer 1997 in Berlin die erste Humanistische Akademie als Studien- und Bildungswerk eröffnet. Die Akademie soll als Pendant zu den kirchlichen Akademien ausgebaut werden. 2005 folgte eine solche Humanistische Akademie in Bayern, 2008 in Niedersachsen und 2009 in Thüringen. Sicherlich können diese Akademien noch nicht mit kirchlichen Einrichtungen verglichen werden, die über eigene Tagungszentren und Bethäuser verfügen – aber der Anfang ist gemacht. Bundesweit tätig ist inzwischen die 2006 gegründete Humanistische Akademie Deutschland.

In den ersten Jahren seines Bestehens ist es dem HVD gelungen, eine führende Rolle im Spektrum der organisierten Konfessionslosen einzunehmen. So hat er sich immer wieder um eine bessere Zusammenarbeit bzw. Koordination zwischen den meist recht kleinen freigeistigen bzw. humanistischen Verbänden bemüht. Inzwischen gibt es auch eine nennenswerte Zahl von Publikationen aus diesem Umfeld.

Humanismus

55. Der Mensch als Schöpfer der Kultur

Immer größer wird die Zahl der Männer und Frauen jeder gesellschaftlichen Gruppe und Nation, die sich dessen bewußt sind, selbst Gestalter und Schöpfer der Kultur ihrer Gemeinschaft zu sein. Immer mehr wächst in der ganzen Welt der Sinn für Autonomie und zugleich für Verantwortlichkeit, was ohne Zweifel für die geistige und sittliche Reifung der Menschheit von größter Bedeutung ist. Diese tritt noch deutlicher in Erscheinung, wenn wir uns die Einswerdung der Welt und die uns auferlegte Aufgabe vor Augen stellen, eine bessere Welt in Wahrheit und Gerechtigkeit aufzubauen. So sind wir Zeugen der Geburt eines neuen Humanismus, in dem der Mensch sich vor allem von der Verantwortung für seine Brüder und die Geschichte her versteht.

56. Schwierigkeiten und Aufgaben

In dieser Situation ist es nicht verwunderlich, daß der Mensch, der seine Verantwortung für den Fortschritt der Kultur erkennt, einerseits Größeres als je hofft, andererseits aber auch mit Angst auf die vielfältigen Antinomien blickt, die er selbst auflösen muß: Was ist zu tun, damit der zunehmende Austausch der Kulturen, der zu einem wahren und fruchtbaren Dialog unter den verschiedenen Gruppen und Nationen führen müßte, das Leben der Gemeinschaften nicht in Verwirrung bringt, die Weisheit der Vorfahren nicht verwirft noch den je eigenen Volkscharakter gefährdet?



Wie kann man für die Dynamik und Expansion der neuen Kultur eintreten, ohne daß die lebendige Treue zum überlieferten Erbe verlorengeht? Dies ist schon deshalb ein besonders drängendes Problem, weil die Kultur, die aus dem ungeheuren Fortschritt der Naturwissenschaft und der Technik entsteht, zur Einheit gefügt werden muß mit jener Geisteskultur, die von denjenigen Studien lebt, die entsprechend den verschiedenen Überlieferungen als klassisch gelten. [...]

Wie kann man endlich die Autonomie als rechtmäßig anerkennen, die die Kultur für sich beansprucht, ohne daß man zu einem rein innerweltlichen, ja religionsfeindlichen Humanismus kommt? Inmitten all dieser Antinomien muß die menschliche Kultur heute so entwickelt werden, daß sie die volle menschliche Persönlichkeit harmonisch ausbildet und den Menschen bei den Aufgaben behilflich ist, zu deren Erfüllung alle, vor allem aber die Christen, in einer einzigen menschlichen Familie brüderlich vereint, berufen sind.

Gaudium et spes 55 f.

Erstaunlich rege ist auch die 2004 im Hunsrück gegründete „Giordano Bruno Stiftung“ (GBS). Sie möchte „eine tragfähige säkulare Alternative“ zu den bestehenden Religionen entwickeln und dieser „gesellschaftlich zum Durchbruch zu verhelfen“. Innerhalb kurzer Zeit hat sich die „Denkfabrik für Humanismus und Aufklärung“ (Selbstdarstellung) geschickt positioniert und erheblich an medialem Einfluss gewinnen können. Zahlreiche religionskritische Aktionen mit zum Teil derber Polemik wurden hier erdacht wie „Glaubst du noch oder denkst du schon?“ oder die bizarre Idee zur „Umwidmung“ des Feiertags „Christi Himmelfahrt“ in einen „Evolutionstag“. Auch die „kritische Islamkonferenz“ und die islamkritische Aktion „Wir haben abgeschworen!“ werden von der Giordano Bruno Stiftung unterstützt.

Auffällig ist eine gewisse Doppelstrategie der Stiftung. So wirkt man in die breite Öffentlichkeit mit polemischem Atheismus und effektheisenden Albernheiten, im akademischen Kontext schmückt man sich mit seriösen Namen. Schon länger gehören dem Beirat der Stiftung einige bedeutende Persönlichkeiten wie Hans Albert, Norbert Hoerster, Ulrich Kutschera sowie Wolf Singer an. Vor einiger Zeit hat Ingrid Matthäus-Maier, viele Jahre stellvertretende Vorsitzende der SPD-Bundestagsfraktion, ebenfalls ihre Mitarbeit erklärt.

Großen Stellenwert hat in der Arbeit der GBS auch die politische Tätigkeit. So hat man die Arbeiten von Carsten Frerk an seinem jüngsten Buch „Violettbuch Kirchenfinanzen – Wie der Staat die Kirchen finanziert“ massiv unterstützt. Hier fordert Frerk die ersatzlose Ablösung aller

Staatsleistungen an die Kirchen. Dieses Engagement wirkt aktuell bis in den Parteivorstand der SPD, in welchem über einen möglichen „Laizistischen Arbeitskreis“ diskutiert wird.

Der HVD ist in dieser Frage zurückhaltend: In einer Stellungnahme plädiert er zwar ebenfalls für eine Ablösung der Staatsleistungen, die auf der Basis des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 gezahlt werden, mahnt jedoch ausdrücklich die Beibehaltung der Staatsleistungen an, die „die Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften als ausführende Organe gesellschaftlicher Wohlfahrtsaufgaben oder pädagogischer Maßnahmen erhalten, [denn diese] erfahren ihre Rechtfertigung aus dem gegenwärtigen Engagement dieser Organisationen. Hier Kürzungen oder gar Streichungen zu verlangen, ist falsch.“ In dieser Frage gibt es also nennenswerte Differenzen zwischen der GBS und dem HVD. Salopp könnte man sagen: In HVD ist man klug genug, die nährenden Hand nicht auszuschlagen, von der man auch selbst gut profitieren kann.

Zu nennen wäre schließlich noch die traditionsreichste atheistische bzw. kirchenkritische Organisation in Deutschland, der „Deutsche Freidenker-Verband“ (DFV). Gegründet 1881, hat der Verband eine wechselvolle Geschichte erlebt und teilweise erlitten. Dennoch ist die Mitgliederstruktur derzeit völlig überaltert und der Verband ist in der Szene bedeutungslos. Rege, wenn auch klein, ist der „Internationale Bund der Konfessionslosen und Atheisten“ (IBKA) mit knapp 900 Mitgliedern. Wichtigstes Standbein des IBKA ist das vierteljährlich erscheinende Magazin „MIZ –

Materialien und Informationen zur Zeit. Politisches Magazin für Konfessionslose und AtheistInnen“. Die Zeitschrift hat derzeit – laut Auskunft der Herausgeber – eine Auflage von 1100 Exemplaren. Man kann die Zeitschrift als ein scharfzüngig-kirchenkritisches Blatt bezeichnen. Trotz aller Bemühungen ist der IBKA in Nord- und insbesondere Ostdeutschland – und damit in den besonders entkirchlichten Regionen Deutschlands – kaum vertreten.

Auch im Internet sind die humanistisch-atheistischen Organisationen inzwischen rege. Zu nennen sind drei besonders einflussreiche Seiten. Unter www.hpd-online.de findet man nahezu täglich aktualisierte Informationen des Humanistischen Pressedienstes (hpd). Etwas weniger einflussreich, aber dennoch nicht zu unterschätzen ist www.wissenrockt.de. Hier findet man seit Februar 2010 ein „Magazin für junge Humanistinnen und Humanisten“. Zu erwähnen ist schließlich die Online-Zeitschrift „humanismus aktuell“, welche einen eher wissenschaftlichen Anspruch verfolgt. Unter www.humanismus-aktuell.de sind zahlreiche Diskussionsbeiträge und Texte zum Humanismus zu finden.

Wie beschrieben, gibt es in der Szene disparate Positionen. Einige wollen Kirchenkritik und Atheismus betreiben, um so die Plausibilität religiöser Weltdeutung zu untergraben. Andere wollen an die alltägliche Religionslosigkeit anknüpfen. Sie haben sich von Kirchenkritik verabschiedet und sehen ihre eigentliche Aufgabe darin, sich als Fürsprecher der Konfessionslosen zu profilieren. Dieses Ansinnen ist kühn, weil man gar nicht weiß,

was die Konfessionslosen denken bzw. glauben. Aber gerade weil diese Zielgruppe diffus ist, wird sie sich gegen Vereinnahmungsbemühungen durch Konfessionslosenverbände kaum wehren können.

Richtig beobachtet ist zweifellos, dass der polemische und aggressive Atheismus zwar medienattraktiv ist, aber niemanden umwirbt und zur Mitarbeit anregt. Mit anderen Worten: Der aggressive Atheismus wärmt die Menschen nicht und bietet keine Lebenshilfe. Aber der Atheismus bzw. der (freidenkerisch inspirierte) Humanismus taugt langfristig als Alternative zu den Kirchen und Religionsgemeinschaften nur, wenn er bei der Gestaltung und Bewältigung des Lebens hilft – also Wendepunkte wie Geburt („Namensweihe“), Adoleszenz („Jugendweihe“), Eheschließungen, Beerdigungen, Trauerfälle, ethische Fragen am Lebensende (z. B. Patientenverfügungen) usw. gestalten hilft. Daher gibt es im Bereich der freigeistigen bzw. humanistischen Bewegungen immer mehr Bemühungen, statt eines „neuen Atheismus“ einen „neuen Humanismus“ und eine säkulare Ethik zu begründen. Indem man neue Formen humanistischer Sozialarbeit entwickelt und diese professionell gestaltet, so die Erwartung, kann man vielen kirchenfernen Menschen eine Heimat geben und zu einer ernsthaften Konkurrenz für die Kirchen werden.

Unbeschadet solcher Neupositionierungen bleibt für die säkularen Verbände das Problem der wenigen Mitglieder. Gemeinsam dürfte man bundesweit keine 15.000 Mitglieder haben. Wohl oder übel hat man sich mit dieser Schwäche

arrangiert, zumal kurzfristig keine ernsthafte Mitgliedersteigerung zu erwarten ist. Auch deshalb organisiert sich die GBS als „Denkfabrik“, als relativ unverbindliches Forum. Ebenso zeigen die Aktivitäten im Internet, dass man sich zwar beteiligt, aber nicht festlegt. Dennoch fällt auf, dass der Verbandsatheismus eher in jenen Regionen Deutschlands Mitglieder findet, wo die Kirchen vergleichsweise stark sind – und

mitgliederschwach bleibt, wo auch die Kirchen schwach sind. So gibt es im Osten Deutschlands (mit Ausnahme Berlins) nur marginale Kräfte. Die bescheidenen Mitgliederzahlen säkularer Verbände in Deutschland sind nicht unbedingt eine gute Nachricht für die Kirchen; bei genauer Betrachtung sind sie auch ein Spiegelbild wachsender Bedeutungslosigkeit von Kirche und Religion. ■

Die Atheisten – eine einheitliche Gruppe?

Vertreter des „Neuen Atheismus“ treten teilweise mit dem Anspruch auf, für *die* Konfessionslosen zu sprechen. Empirische Analysen zeigen jedoch, dass die Gruppe der Konfessionslosen nicht homogen und eine Gleichsetzung von Konfessionslosigkeit, Religionslosigkeit und Atheismus nicht gerechtfertigt ist. So wie es keine „Partei der Nichtwähler“ gibt, so ist es auch unangemessen, von einer „Konfession der Konfessionslosen“ zu sprechen.

Zu unterscheiden ist mindestens zwischen „bekennenden Atheisten“ und „religiös Indifferenten“. So schätzt sich im Osten Deutschlands gut ein Viertel (27%) der Bevölkerung als „Atheisten“ ein, während eine gleich große Gruppe angibt, „nicht an Gott zu glauben“ (im Westen Deutschlands sind es fünf bzw. 16 Prozent). Während sich die „bekennenden Atheisten“ in einer bewussten kritischen Opposition zu Kirche und Religion befinden, lassen sich die Menschen, die nicht an Gott oder eine höhere Macht glauben, besser als „religiös Indifferente“ charakterisieren. Sie halten die Auseinandersetzung mit Religion schlichtweg für irrelevant.

Beide Gruppen lassen sich auch unterscheiden anhand unterschiedlicher Einstellungen dazu, welche Rolle die Kirchen in der Gesellschaft spielen sollen/dürfen: Die „bekennenden Atheisten“ treten häufiger für eine rigidere Trennung von Staat und Kirche ein und sprechen sich stärker für Religionsfreiheit aus als die „religiös Indifferenten“, Religionsfreiheit vermutlich verstanden als „negative Religionsfreiheit“, als Schutz vor einem Zuviel an Religion.

Vor diesem empirischen Hintergrund ist der – mit weitgehenden politischen Forderungen einhergehende – Anspruch bestimmter Gruppen, für alle Konfessionslosen zu sprechen, eher als Wunschdenken zu bewerten.

Quelle: Gert Pickel, Atheistischer Osten und gläubiger Westen? Pfade der Konfessionslosigkeit im innerdeutschen Vergleich. In: Gert Pickel / Kornelia Sammet (Hrsg.), Religion und Religiosität im vereinigten Deutschland. Zwanzig Jahre nach dem Umbruch (Veröffentlichungen der Sektion Religionssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie). Wiesbaden 2011, 43–77, hier 68–72.

Atheismus?

Versuch einer theologischen Aufklärung

Klaus Müller

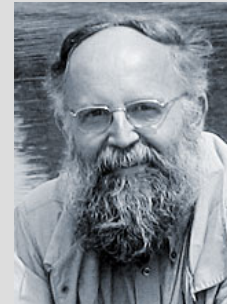
Unter dem Titel eines „Neuen Atheismus“ macht in den letzten Jahren eine Publikationsoffensive von sich reden, die auf aggressive Weise Wissenschaft gegen Religion und Glaube auszuspielen versucht. Klaus Müller nimmt diese Bemühungen aus philosophischer Sicht unter die Lupe.

Es hatte schon im Spätsommer 2007 in medialen Ankündigungen seine ersten Vorboten und schwappte dann beinahe wie eine Woge ins Bewusstsein der Öffentlichkeit: eine schon lange nicht mehr da gewesene Ballung dezidiert nicht einfach kirchen-, sondern gotteskritischer, wenn nicht vulgär-atheistischer Publikationen. Das Schlachtschiff, das dabei aufgeboten war und auf vielfältige Weise in Presse, Hörfunk und Fernsehen bekannt gemacht, gewiss auch beworben wurde, war Richard Dawkins' wütende Streitschrift *Der Gotteswahn*¹. Ungebremst ergeht sich der Autor in einer Polemik, die kein Klischee auslöst und ersichtlich darauf zielt, eine religiöse Leserschaft zu provozieren mit der These, dass der, der da als Weltengrund und Ursprung allen Daseins geglaubt werde, in Wahrheit ein unaufgeklärtes Hirngespinnst sei. Um Dawkins' Intention besser zu sehen, ist eine kurze historische Rückblende auf die epochale Rolle des Atheismus im okzidentalen Denken insgesamt hilfreich.

¹ Vgl. Richard Dawkins, *Der Gotteswahn*. Aus dem Englischen von Sebastian Vogel. Berlin 2007.

Der keineswegs allgemein bekannte Befund: Historisch gesehen gab es vor dem 17. Jahrhundert keine explizite und theoretisch ausgearbeitete atheistische Position im Sinn einer Existenzbestreitung Gottes. Die theoretische Möglichkeit dagegen findet sich zwar bereits in Platons Werk *Nomoi X* im Detail entfaltet, wird aber dort zugleich einer Widerlegung unterzogen. Und dann galt der Atheismus etwa 2100 Jahre lang, also bis weit ins 18. Jahrhundert, als vorwissenschaftlich und reaktionär, weil er sich angesichts naturwissenschaftlicher Einsichten auf die Annahme obskurer Kräfte stützen musste, während der Theismus mit seinem Schöpfungsgedanken und seiner Deutung der wunderbaren Strukturen natürlicher Dinge bestens mit den lawinenartig wachsenden Entdeckungen im Bereich der Biologie zusammenging. Der erste wirklich argumentativ ausgefaltete Atheismus geht auf Ludwig Feuerbach zurück – wenn es denn wirklich ein Atheismus war und nicht eine spezielle Form von Anti-Theologie. Denn Feuerbach wollte erklärtermaßen nichts anderes, als den Glutkern der christlichen Botschaft, nämlich die Liebe, angemessen zur Geltung bringen.

Vor eben diesem Hintergrund muss man sehen, was seit kurzem vor allem aus dem angelsächsischen Bereich nach Europa kommt. Die einschlägigen publizistischen Großkaliber bilden – neben Dawkins' bereits erwähntem Buch –



Prof. Dr. Klaus Müller ist Professor für Philosophische Grundfragen der Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster.

die Werke *Den Bann brechen*² von Daniel C. Dennett und *Der Herr ist kein Hirte*³ von Christopher Hitchens. Bereits vorher war schon Sam Harris' *Das Ende des Glaubens*⁴ herausgekommen. Der mediale Wirbel, den die Schriften ausgelöst haben, überdeckte, dass

² Vgl. Daniel C. Dennett, *Den Bann brechen*. Religion als natürliches Phänomen. Frankfurt a. M. 2008.

³ Vgl. Christopher Hitchens, *Der Herr ist kein Hirte*. Wie Religion die Welt vergiftet. München 2007.

⁴ Vgl. Sam Harris, *Das Ende des Glaubens*. Religion, Terror und das Licht der Vernunft. Winterthur 2007.

es durchaus Vergleichbares zuvor auch schon in Deutschland, Frankreich und Italien gab – nur dass diese Publikationen nicht einmal von Ferne jene Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnten, die die angelsächsischen Gegenstücke zu wecken vermochten. Das Problem einer Auseinandersetzung mit den meisten dieser Veröffentlichungen ist das Niveau: Gerade die Prominenten unter den Genannten bedienen sich derart ungeniert der Uraltklischees einer Vulgäraufklärung, dass sich eine Auseinandersetzung mit ihnen nicht lohnt, ja im Grund mangels intellektueller Masse gar nicht möglich ist – eine Diagnose, die im Übrigen viele unverdächtige, weil der Theologie fern stehende Beobachter teilen. Etliche der Schriften konnten wohl deshalb nahezu ausschließlich in den USA zu Bestsellern werden, weil sie als befreiendes Sprachrohr der im amerikanischen Polit-Mainstream weitgehend ins Schweigen gebannten Gruppe der „Disbelievers“ (der Nicht-Glaubenden) empfunden werden, die nach übereinstimmenden religionssoziologischen Befunden mit knapp einem Fünftel der Bevölkerung weit größer ist, als offizielle Umfragezahlen vermuten ließen. Die Aggressivität der meisten dieser Wortmeldungen erklärt sich nicht zuletzt als Gegenreaktion auf die seit Jahren überdrehte Produktion politischer Theologie seitens des Weißen Hauses und ihres innenwie außenpolitischen strategischen Einsatzes in der Ära Bush.

Dawkins' und Dennetts Schriften zehren von der Prominenz ihrer Autoren, die ihnen durch jahrzehntelang zurückliegende wissenschaftliche Leistungen zuge wachsen ist, Dawkins in der Biologie, Dennett in der philosophischen Bewusstseinstheorie. Beide

Atheismus

Ein besonderer Wesenszug der Würde des Menschen liegt in seiner Berufung zur Gemeinschaft mit Gott.

Zum Dialog mit Gott ist der Mensch schon von seinem Ursprung her aufgerufen: Er existiert nämlich nur, weil er, von Gott aus Liebe geschaffen, immer aus Liebe erhalten wird; und er lebt nicht voll gemäß der Wahrheit, wenn er diese Liebe nicht frei anerkennt und sich seinem Schöpfer anheimgibt. Viele unserer Zeitgenossen erfassen aber diese innigste und lebensvolle Verbindung mit Gott gar nicht oder verwerfen sie ausdrücklich. So muß man den Atheismus zu den ernstesten Gegebenheiten dieser Zeit rechnen und aufs sorgfältigste prüfen. Mit dem Wort Atheismus werden voneinander sehr verschiedene Phänomene bezeichnet.

Manche leugnen Gott ausdrücklich; andere meinen, der Mensch könne überhaupt nichts über ihn aussagen; wieder andere stellen die Frage nach Gott unter solchen methodischen Voraussetzungen, daß sie von vornherein sinnlos zu sein scheint. Viele überschreiten den Zuständigkeitsbereich der Erfahrungswissenschaften und erklären, alles sei nur Gegenstand solcher naturwissenschaftlicher Forschung, oder sie verwerfen umgekehrt jede Möglichkeit einer absoluten Wahrheit. Manche sind, wie es scheint, mehr interessiert an der Bejahung des Menschen als an der Leugnung Gottes, rühmen aber den Menschen so, daß ihr Glaube an Gott keine Lebensmacht mehr bleibt.

Andere machen sich ein solches Bild von Gott, daß jenes Gebilde, das sie ablehnen, keineswegs der Gott des Evangeliums ist. Andere nehmen die Fragen nach Gott nicht einmal in Angriff, da sie keine Erfahrung der religiösen Unruhe zu machen scheinen und keinen Anlaß sehen, warum sie sich um Religion kümmern sollten. Der Atheismus entsteht außerdem nicht selten aus dem heftigen Protest gegen das Übel in der Welt oder aus der unberechtigten Übertragung des Begriffs des Absoluten auf gewisse menschliche Werte, so daß diese an Stelle Gottes treten. Auch die heutige Zivilisation kann oft, zwar nicht von ihrem Wesen her, aber durch ihre einseitige Zuwendung zu den irdischen Wirklichkeiten, den Zugang zu Gott erschweren.

Gewiß sind die, die in Ungehorsam gegen den Spruch ihres Gewissens absichtlich Gott von ihrem Herzen fernzuhalten und religiöse Fragen zu vermeiden suchen, nicht ohne Schuld; aber auch die Gläubigen selbst tragen daran eine gewisse Verantwortung.

Denn der Atheismus, allseitig betrachtet, ist nicht eine ursprüngliche und eigenständige Erscheinung; er entsteht vielmehr aus verschiedenen Ursachen, zu denen auch die kritische Reaktion gegen die Religionen, und zwar in einigen Ländern vor allem gegen die christliche Religion, zählt.

Deshalb können an dieser Entstehung des Atheismus die Gläubigen einen erheblichen Anteil haben, insofern man sagen muß, daß sie durch Vernachlässigung der Glaubenserziehung, durch mißverständliche Darstellung der Lehre oder auch durch die Mängel ihres religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Lebens das wahre Antlitz Gottes und der Religion eher verhüllen als offenbaren.

Gaudium et spes 19.

Bücher haben mit dieser Verankerung ihrer Autoren nur äußerlich zu tun, sind stattdessen Manifeste von Atheismus-Evangelisten, denen es nicht um eine Kritik des Theismus und des Gottesglaubens zu tun ist, sondern darum, den sozialen Respekt vor religiösen Überzeugungen der Ächtung auszusetzen. Sie möchten Proselyten machen, formen darum aus dem Atheismus einen moralischen Imperativ, der mit allen Mitteln die Verbreitung falschen Glaubens zu verhindern gebietet, und sind in bester Fundamentalistenprediger-Manier frei von Selbstzweifeln einzig um den rechten Glauben (nämlich den ihren) besorgt. Dawkins liefert die Hardcore-Version und versucht sich mit dem Instrumentar einer biologistischen Sprache an einer Destruktion alles Religiösen. Religion ist für ihn einst als Instrument des Überlebenskampfes entstanden zur Förderung und Stärkung des Vertrauens in die Vorgaben von erfahrenen Anderen. Aber durch den Fortgang der Evolution sei sie längst zu einem irrelevanten Nebenprodukt abgesunken: Werde sie nicht als solche entzaubert, dann bleibe sie sozusagen seelisch hängen und mache für Leichtgläubigkeit anfällig – und genau das werde von Religionsführern ausgenutzt. Offenkundig merkt Dawkins dabei gar nicht, dass er durch seinen platten Reduktionismus eine enge Koalition gerade mit seinen Hassgegnern, den Kreationisten, eingeht und wie diese (freilich seitenverkehrt) die Differenz von Wissen und Glauben kassiert, indem er seine biologistischen Vergleiche zu einer antitheistischen Konfession aufbläht.

Dennett nimmt demgegenüber seinem Feldzug durch Einbettung in langatmiges Erzählen, durch

Humoriges und Denkexperimente über weite Strecken die sonst bei ihm übliche Schärfe (wenngleich vergiftete Komplimente nicht fehlen⁵). Genau besehen ähnelt Dennetts Vorgehen verblüffend dem derjenigen, die in der Epoche vor den aufklärerischen Vorsokratikern „Theologoï“ hießen: Er erzählt eine weitgehend aus Hypothesen gewebte Theogonie (Entstehung der Gottesidee) im Vokabular der Evolutionsbiologie, weshalb er konsequent für die Frage nach der Existenz Gottes gerade sechs (äußerst dünne) Seiten übrig hat. Der Anspruch auf aufklärerische Ambitionen, mit dem Dawkins' und Dennetts Bücher enden, ist in beiden Fällen weder glaubwürdig noch bringt er die intellektuelle Diskussion auch nur einen Schritt weiter.

Wollte man einem der genannten Autoren wenigstens noch einen Hauch philosophischer Ambition zubilligen, dann am ehesten Sam Harris, sofern er in seinem Buch *Das Ende des Glaubens* zumindest um einen Zusammenhang von menschlichem Dasein und Religion weiß, den er aber sogleich mit einer radikalen Gotteskritik und einem Votum für die fernöstliche Weisheit verbindet. Und für dieses stellt Mystik im Gegensatz zu Religion ein rationales Unternehmen dar. Ansonsten beschränkt sich das Opus und erst recht Harris' Manifest *Brief an ein christliches Land* auf die Reproduktion einer Unzahl antireligiöser und antitheologischer Klischees in einem Ton, der durch apokalyptische Schreckensmalelei bisweilen jedes Maß verliert. Eine ähnliche Mixtur aus Vulgäraufklärung und naiver Wissenschaftsgläubigkeit präsentiert Mi-

chael Schmidt-Salomon, der zuletzt durch ein geschmackloses Kinderbuch⁶ von sich reden machte, das sich in seiner Bildsprache bei der Darstellung jüdischer, christlicher und muslimischer Amtsträger unübersehbar dem Repertoire und Stil des nationalsozialistischen *Stürmers* annähert.

Im Brustton der Überzeugung werden in diesen Schriften Thesen formuliert, die schlichtweg fundamentalistisch auftreten. Fraglos steht etwa für Harris fest: „Die Türen, die von einer wörtlichen Auslegung wegführen, lassen sich nicht von innen öffnen.“⁷

Doch schon der erste Meister-Interpret der Bibel und Systematiker der christlichen Tradition, Origenes, belegt mit seiner Theorie und Praxis des mehrfachen Schriftsinns genau das Gegenteil und bringt das auch ausdrücklich auf den Punkt, wenn er etwa mit Blick auf die Genesis ironisch fragt, ob denn wirklich jemand so einfältig sein könne, Gott zu unterstellen, wie ein Bauer einen Garten angelegt und einen mit Sinn wahrnehmbaren „Baum des Lebens“ gepflanzt zu haben.

Oder – um eine andere These Harris' aufzugreifen: „Die Intoleranz wohnt [...] jedem Glauben inne“⁸. Da könnten Vertreter der Philosophie- und Kirchengeschichte noch ein paar hundert Belege mehr für die Falschheit dieser These aufbieten als bisher: Auch das änderte nichts an der Beliebtheit solcher Klischees bei Harris & Co. Nach wie vor sind bei ihnen Islam und Islamismus

⁶ Vgl. Michael Schmidt-Salomon / Helge Nyncke, *Wo bitte geht's zu Gott? fragte das kleine Ferkel. Ein Buch für alle, die sich nichts vormachen lassen.* Aschaffenburg 2007.

⁷ Harris, *Ende* (Anm. 4) 15.

⁸ Harris, *Ende* (Anm. 4) 9.

⁵ Vgl. Dennett, *Bann* (Anm. 2) 363–365.



mehr oder weniger identisch, ist Religion per se irrational, grundsätzlich ein Hemmschuh der Forschung und reaktionär, ist Theologie „Unwissenheit mit Flügeln“⁹. Wen kümmert es, dass die europäische Universitätsidee ihre Wurzeln in den christlichen Kathedralschulen hat, die mittelalterliche Logik besonders im Medium der Eucharistietheologie zu ihren Spitzenleistungen fand und historisch stichhaltig nachgewiesen ist, dass gerade die westchristliche Tradition die Durchsetzung des Prinzips der Intellektualität bewerkstelligte?

Christopher Hitchens' *Der Herr ist kein Hirte* bietet so etwas wie die Hollywood-Breitwand-Version dieses Programms. Wenn Religion die Welt vergiftet, wie der Untertitel behauptet, können selbst religiöse Ausnahmefiguren nur vernebelte Humanisten (so D. Bonhoeffer) oder charismatische

Strategen sein (so Martin Luther King), die ihr religiöses Potential in Wahrheit für ganz andere Ziele, eben etwa die Bekämpfung der Rassentrennung einsetzen. Das Verdikt über alles Religiöse, das in Gestalt religiöser Erziehung dem Vergehen von Kindesmissbrauch gleichzusetzen sei, findet natürlich seinen trefflichsten, weil empirischen Anhalt an den Pädophilie-Skandalen im katholischen Milieu. Vermittlungen von Vernunft und Glaube, so Hitchens, sind grundsätzlich unmöglich und – wo dennoch versucht – schlichtweg lächerlich. Dass die gesamte abendländische Wissenskultur dem widerspricht, tut für Hitchens nichts zur Sache: „Die metaphysischen Behauptungen der Religion sind falsch“¹⁰ – Punktum.

Einen Vorteil hat Hitchens' Verschärfungsstrategie: Sie bringt in ihrer Schlusswendung auf den

Punkt, worum der nun anstehende Streit mit dem neuen Atheismus philosophisch und theologisch zu führen sein wird: Hitchens schließt aus seiner Philippika als „Fazit: Die Notwendigkeit einer neuen Aufklärung“¹¹.

Dass sie dieses Kriterium – Stimme in einem Streit um Aufklärung zu sein – mit Sicherheit nicht erfüllen, ist das Erste und Sicherste, was man über die vorausgehend genannten atheistischen Kapuzinerpredigten sagen kann. Und dennoch setzen sie dem Glauben und der Theologie einen scharfen Stachel. Denn sie nötigen zu der Frage, wie viel denn Gläubige eigentlich intellektuell in ihren Glauben investieren, von dem sie doch überzeugt sind, dass er fundamentale Bedeutung für das Leben besitzt. ■

⁹ Harris, Ende (Anm. 4) 178.

¹⁰ Vgl. Hitchens, *Der Herr* (Anm. 3) 83–93.

¹¹ Vgl. Hitchens, *Der Herr* (Anm. 3) 331–338.

„Go in peace and find thy faith“

Metal und Religion

Florian Heesch / Anna-Katharina Höpflinger

Als geradezu antichristlich erscheint manchen die Metal-Szene. Doch hier täuscht leicht der Anschein. Florian Heesch und Anna-Katharina Höpflinger stellen eine Musikrichtung vor, die sich gerade durch eine erstaunlich intensive und vielfältige Auseinandersetzung mit Religion auszeichnet.

Der Song „Black Sabbath“ beginnt mit Klängen wie aus einem Horrorfilm: Regen, Donner, der Schlag einer Glocke. Mit der Melodiezeile „What is this that stands before me?“ inszeniert der Sänger Ozzy Osbourne einen Zustand der Furcht, dann die Erscheinung einer monströsen Gestalt: Satan. Daraufhin schreit er um Hilfe zu Gott: „Oh no, no, please God help me!“

Was hier geschieht, ist musikalisches Theater mit religiösem Inhalt. Die englische Band Black Sabbath veröffentlichte diesen Song 1970 auf ihrem ebenso benannten Album, das zu einem Meilenstein der Frühphase des Heavy Metal werden sollte. Dieses aus Rock und Blues entstandene Musikgenre hat sich in den letzten vier Jahrzehnten auf der ganzen Welt verbreitet und eine Vielfalt von Spielarten, wie Thrash Metal, Black Metal oder Metalcore, entwickelt. Fans sprechen deshalb kurz von „Metal“, wenn sie das übergreifende Ganze meinen. Trotz der Verschiedenheit der Subgenres kann der Song „Black Sabbath“ immer noch als exemplarisch gelten: Metal ist

theatralische Rockmusik, deren Ästhetik auf expressiven Stimmen und rhythmischen Gitarrenfiguren basiert – und die häufig religiöse Themen verarbeitet.

Religion als Stilelement

Die gehäufte Auseinandersetzung mit Religion hat damit zu tun, dass Metal-Songs sich bevorzugt ernstesten Themen wie Tod, Gewalt, Zerstörung, Hass und Angst widmen. Religiöse Traditionen bieten dafür einen reichen Materialfundus. Dennoch sind Metal-Songs meist weder Bekenntnisse noch geschlossene Darstellungen von Weltanschauungen. Zum Beispiel ist der Name der US-amerikanischen Band Lamb of God vor allem ein Zeichen der Zugehörigkeit zum Metal, ebenso wie der erste Name derselben Band, Burn the Priest. Damit konnte sie zwar provozieren, wurde jedoch von niemandem als Anstifter zur Gewalt gegen Geistliche verstanden.

Oberste Priorität hat für Metal-Fans stets die Musik, durch die sie sich von einer in ihren Augen allzu kommerzialisierten Massenkultur abgrenzen. Sobald

eine religiöse, ideologische oder politische Botschaft über die Musik dominiert, ruft dies bei den Fans Misstrauen hervor. Religiöse Elemente sind ein Stilmerkmal des Metal. Kennzeichnend ist dabei die Praxis der Bricolage, bei der diverse Elemente aus ihrem ursprünglichen Kontext herausgerissen und zu einem neuen spielerischen Ganzen zusammengesetzt werden.

Dr. Florian Heesch, Musikwissenschaftler, forscht im Projekt „Edda-Rezeption“ an der Goethe-Universität Frankfurt zur Verarbeitung nordischer Mythen im Metal und vertritt eine Professur an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover.



Dr. Anna-Katharina Höpflinger, Religionswissenschaftlerin in Zürich, erforscht im Rahmen des an der Universität Graz angesiedelten Projektes „Commun(ica)ting Bodies“ Religion, Kleidung und Black Metal.



Satanismus und interreligiöser Dialog

Dieses spielerische Verhältnis zwischen Metal und Religion ist komplex. Außenstehende ziehen oft eine Verbindung zwischen Metal und Satanismus. Doch so einfach gestaltet es sich nicht. Verbindungen zwischen institutionalisierten satanistischen Gemeinschaften und Metal-Anhängern finden sich kaum. Für viele Metal-Musiker geht es vor allem um die Inszenierung eines „bösen“, rebellischen Images. Dazu setzen sie durchaus satanistische

onen. Zum Beispiel hat sich seit den 1990er Jahren ein neues Subgenre mit der Bezeichnung „Pagan Metal“ herausgebildet. Charakteristisch dafür ist eine Thematisierung und bisweilen Idealisierung vorchristlicher Mythologien, meist subsumiert unter dem Begriff „Heidentum“, sowie ein Einbetten von folkloristischen Stilelementen in die Musik. Ideologisch problematisch ist es allerdings, wenn eine heidnische Religion als etwas dargestellt wird, das sich durch Vererbung vermittelt. Pagan-Metal-Bands sehen

im sogenannten White Metal auch Anbindungen zu religiösen – in diesem Fall christlichen – Institutionen. Daneben findet man im Metal moralisch-ethische Diskurse bis hin zu Aufforderungen zu einer friedlichen Koexistenz zwischen Religionen, wie der Titel dieses Beitrags, ein Zitat aus einem Song der israelischen Band Orphaned Land, zeigt.

Gegenwelt zum Alltag

Formen der religiösen Auseinandersetzung sind für viele Fans ein nicht wegzudenkendes Signal der

Zugehörigkeit zur Metal-Szene. Sie reichen von Provokation durch die Thematisierung des „Bösen“ bis hin zur Verbesserung der Welt durch die Aufforderung zu religiöser Toleranz.

Bei allem Ernst, den Metal-Fans in ihrer Musik finden, geht es im Wesentlichen auch um Spaß. Ein Pagan-Metal-Festival beispielsweise ist weder mit einem heidnischen Ritual noch mit einer Esoterik-Messe zu vergleichen. Es ist zuallererst ein Ereignis, bei dem die Fans in der Ge-

meinschaft Gleichgesinnter ihre Lieblingsmusik hören. Wenn sich dabei Hunderte laut als Heiden besingen, dann ist das kaum ein Glaubensbekenntnis. Eher eine karnevaleske Aufhebung des Alltags – eine der wichtigsten Funktionen von Religion im Metal. ■

Symbole ein. Gewalttaten wie die Kirchenbrandstiftungen in Norwegen in den 1990er Jahren, an denen einige Metal-Anhänger beteiligt waren, werden dagegen von den meisten Fans negativ bewertet.

Es finden sich im Metal auch positive Einstellungen zu Religi-

sich daher oft mit Vorwürfen des Rechtsextremismus konfrontiert, auch wenn die überwiegende Mehrheit nichts damit zu tun haben möchte. Ein weiteres Beispiel für eine positive Einstellung gegenüber Religion ist christlicher Metal. Im Unterschied zu anderen Metal-Sparten existieren



„Irgendwann kommt es immer raus, dass man Katholik ist“

Junge Christen in der ostdeutschen Diaspora

Interview mit Mechthild Herzog und Simeon Kaul

Wie gehen junge Christen mit Kritik an der Kirche um? Was bedeutet es für sie, in einer Minderheitenposition katholisch zu sein? Diese Fragen haben wir Mechthild Herzog und Simeon Kaul gestellt, die beide ehrenamtlich dem BDKJ-Diözesanvorstand im Bistum Erfurt angehören.

εὐαγγελ:

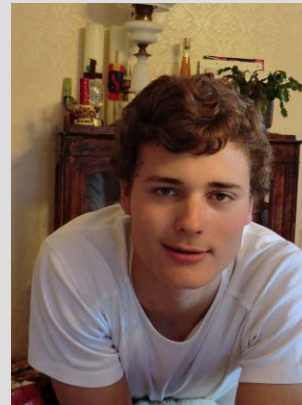
Welche Erfahrungen habt ihr gemacht im Umgang mit Nichtchristen, mit Kritik an der Kirche oder mit Anfragen, was es heißt, Christ zu sein und zur Kirche zu gehören?

Mechthild Herzog:

Es ist ein großer Unterschied zwischen der Anfrage, was Christsein bedeutet, und Kritik an der Kirche. Beides gibt es natürlich gerade im Osten in Mengen. Es ist für mich immer ein Hauptpunkt gewesen, der meine Schulzeit als Katholik geprägt hat: Etwa von der fünften bis zur siebten Klasse wurde oft einfach ungläubig gefragt: Was, du bist Christ? Später kamen auch ernsthaftere Fragen: An wie viel von dem, was man so hört von der Kirche, glaubst du denn? Es kommen eigentlich immer bestimmte Themen am Anfang, nämlich: Wie wörtlich nimmst du den Papst und wie wörtlich ist seine Unfehlbarkeit zu verstehen? Und immer wieder das Thema Sexualität – wie ist es

mit Kondomen, warum dürft ihr die nicht benutzen, warum dürft ihr nicht vor der Ehe? Oder warum dürfen die Priester nicht heiraten, ist das nicht total unmenschlich? Diese Fragen kommen immer und immer wieder, so ist es auch mit den Kommilitonen an der Uni. Wenn man sich aber länger mit ihnen unterhält und sie sich darauf einlassen, dann kann man auch tiefer über

den Glauben reden und philosophieren. Das gibt es manchmal, aber nicht oft. Ich habe selten die Erfahrung gemacht, dass das Verhältnis zwischen Katholiken und Nicht-Katholiken ausgeglichen war. Wir waren im Gymnasium drei von dreißig in einer Klasse, jetzt an der Uni bin ich erst einmal auf weitem Feld die Einzige.



Mechthild Herzog studiert Geschichte und Germanistik in Dresden und macht eine studienbegleitende Ausbildung zur Journalistin. Simeon Kaul geht in die 12. Klasse eines Eisenacher Gymnasiums. Beide gehören dem BDKJ-Diözesanvorstand im Bistum Erfurt an.

Simeon Kaul:

Von der Grundschule an gab es bei uns maximal vier Leute, die katholische Religion hatten. Bei mir interessierten sich relativ wenige dafür. D. h. es wird erst einmal gestutzt, wenn man sagt, dass man katholisch ist und dass man das auch regelmäßig praktiziert, aber dann erlischt das Interesse auch wieder schnell. Ich habe allerdings einen Mitschüler auf dem Gymnasium, der überzeugter Atheist und auch sehr gegen die Kirche eingestellt ist. Mit dem habe ich schon sehr interessante Diskussionen geführt, in denen mir auch Aspekte gezeigt wurden, von seiner Seite her, die ich bisher noch nicht kannte und durch die ich mich dann aus einer ganz anderen Sichtweise mit meinem Glauben und mit der Kirche beschäftigt habe. Gerade in letzter Zeit ging es häufig um die Missbrauchsskandale. Von meinem Mitschüler habe ich z. B. das erste Mal von Opus Dei gehört – vorher war mir das noch nie begegnet und ich konnte dann auch nicht dazu Stellung nehmen. Ja, solche Gespräche regen natürlich an, sich mit dem Glauben und der Kirche zu beschäftigen.

εὐangel:

Gab es auch positive Erfahrungen, die ihr als Christen gemacht habt?

M. H.:

Ich studiere jetzt ja Geschichte und bin an der Uni mittlerweile als Quotenkatholik bekannt. Da passiert es immer wieder, dass meine Professoren auf mich zurückgreifen und sagen, ich habe jetzt die atheistische Sicht geschildert, jetzt schildern Sie mal aus Sicht der Kirche. Zum Beispiel: Wie versteht ihr das Mönchtum? Oder: Wie hat sich

die Rolle des Priesters entwickelt? So befasse ich mich mit Inhalten meines Glaubens, mit denen ich mich sonst gar nicht beschäftigen würde, weil die hier eben hinterfragt werden.

εὐangel:

Was ist das denn für ein Gefühl, die Quotenkatholikin zu sein?

M. H.:

Man muss auch ein dickes Fell haben, weil viele Dozenten wenig kirchlichen Hintergrund haben und teilweise auch sehr gegen die Kirche sind. Aber wenn man das mit einem Grinsen hinnimmt und auch dagegenhalten kann, dann ist es o. k. Dann akzeptieren sie das und öffnen sich auch. Ist es am Anfang noch: „Aha! Da sitzt ein Katholik, was ist denn das?“, wird später daraus: „Erzähl doch mal!“ Das ist ein Schritt, der etwas wert ist. Das ist schön, wenn dann so eine Offenheit kommt. Wenn das Gegenüber eben merkt, dass man es ernst meint und durchzieht und trotzdem auch mal drüber grinsen oder einen Witz machen kann. Egal wo, irgendwann kommt es eigentlich immer raus, dass man Katholik ist, das ist fast wie ein Outing.

εὐangel:

Gibt es Unterschiede in den Reaktionen zwischen Erwachsenen, die noch im DDR-Regime sozialisiert wurden, und Jugendlichen, die dies nicht mehr miterlebt haben?

S. K.:

Ich sehe da eigentlich keinen Unterschied, oder mir ist da bisher keiner aufgefallen, weil alle, mit denen ich in Diskussion gekommen bin, meistens auch sehr überzeugt von ihrer Einstellung sind, so dass ein Austausch von

Argumenten möglich ist. Es sind entweder überzeugte Katholiken oder überzeugte Atheisten. Wenn dem nicht so ist, dann kommt auch keine Diskussion zustande.

M. H.:

Hinzu kommt noch, dass die Jugendlichen natürlich durch ihre Eltern sozialisiert sind – ich finde, man muss keinen großen Unterschied machen zwischen Alt und Jung, sondern eher zwischen Ost und West, da ist ein wahnsinnig großer Unterschied. Das erleben wir z. B. im BDKJ auf Bundesebene am laufenden Band, dass wir da immer alleine dastehen als Christen aus dem Osten. Es gibt tatsächlich sehr wenig Verständnis für das Katholischsein hier, wo es eben nicht so viele finanzielle Möglichkeiten oder Hauptamtliche gibt wie im Westen.

εὐangel:

Gibt es Situationen, wo ihr so was wie Scham gefühlt habt, zur katholischen Kirche zu gehören?

M. H.:

Zu diesem Punkt haben meine Eltern einen großen Einfluss auf mich. Meine Eltern haben die typische katholische DDR-Vergangenheit, meine Mutter durfte kein Abitur machen, weil sie katholisch war, durfte nicht studieren, obwohl sie Jahrgangsbester war. Mein Großvater wurde monatelang von seinem Job suspendiert, weil meine Mutter sich nicht bereiterklärt hat, irgendwelche „Der-Staat-ist-unser-aller-Freund“-Lieder zu singen. Diese Überzeugung, nicht *gegen* die anderen zu sein, aber halt *trotz* der anderen an seinem Standpunkt festzuhalten, ist mir durch meine Eltern gut vermittelt worden. Immer wenn meine Klassenkameraden meinten, mich ärgern zu

können, indem sie sagten: „Dein Gott ist scheiße“ oder „Gott mag dich überhaupt nicht“, habe ich einfach gesagt: O. k. – wo ist euer Problem? Also nein, ich habe mich nie dafür geschämt, zur Kirche zu gehören.

S. K.:

Geschämt habe ich mich sicher auch nicht, aber bei bestimmten Gelegenheiten, wo ich vielleicht etwas hätte sagen können, habe ich einfach geschwiegen und nichts gesagt. Das hat aber nichts damit zu tun, das ich mich dafür schämen würde, Katholik zu sein oder dieser Kirche anzugehören.

Ich wusste lediglich in dem Moment keine passenden Argumente.

εὐαγγελ:

Und gab es Situationen, in denen ihr stolz wart, zur Kirche zu gehören, Katholiken zu sein?

M. H.:

Das ist natürlich so ein Pauschalatz (lacht). Ja, tatsächlich bin ich oft stolz gegenüber Katholiken im Westen. Nach einem Informationsabend meiner Journalistenschule darüber, wie wir als Katholiken in der Diaspora leben, kamen meine Kollegen reihen-

weise zu mir: Was, bei euch ist eigentlich nicht das Problem, dass ihr keine Christen mehr habt, sondern nur, wie ihr die vernetzen könnt und die so aktiv sein können, wie sie gerne möchten? Bei uns gibt es prozentual viel weniger Leute, die in die Kirche gehen! Das ist so ein Moment, wo ich denke: Ach, schön, hier katholisch zu sein. Obwohl es halt nur so wenige Katholiken gibt. Aber diese wenigen sind, sicher auch unter Einfluss der DDR-Vergangenheit, familiär zusammengerückt. Gerade da fühlt man sich gut.

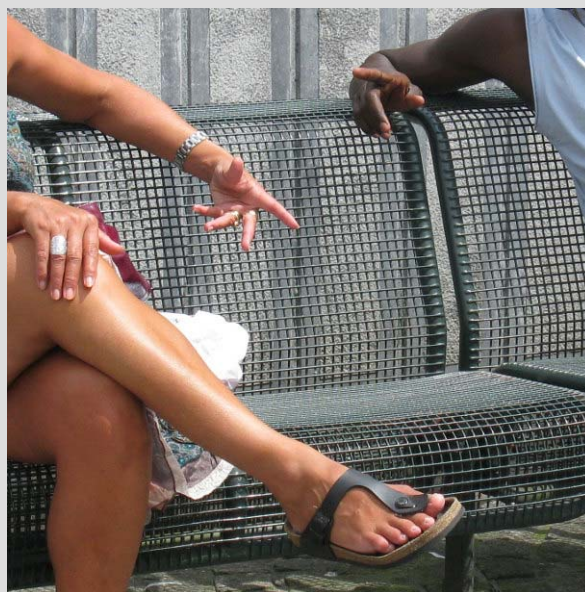
Dialog

Die Kirche wird kraft ihrer Sendung, die ganze Welt mit der Botschaft des Evangeliums zu erleuchten und alle Menschen aller Nationen, Rassen und Kulturen in einem Geist zu vereinigen, zum Zeichen jener Brüderlichkeit, die einen aufrichtigen Dialog ermöglicht und gedeihen läßt.

Das aber verlangt von uns, daß wir vor allem in der Kirche selbst, bei Anerkennung aller rechtmäßigen Verschiedenheit, gegenseitige Hochachtung, Ehrfurcht und Eintracht pflegen, um ein immer fruchtbareres Gespräch zwischen allen in Gang zu bringen, die das eine Volk Gottes bilden, Geistliche und Laien. Stärker ist, was die Gläubigen eint, als was sie trennt. Es gelte im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe.

Im Geist umarmen wir auch die Brüder, die noch nicht in voller Einheit mit uns leben, und ihre Gemeinschaften, mit denen wir aber im Bekenntnis des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und durch das Band der Liebe verbunden sind. Dabei sind wir uns bewußt, daß heute auch von vielen Nichtchristen die Einheit der Christen erwartet und gewünscht wird.

Je mehr diese Einheit unter dem mächtigen Antrieb des Heiligen Geistes in Wahrheit und Liebe wächst, um so mehr wird sie für die ganze Welt eine Verheißung der Einheit und des Friedens sein. Darum müssen wir mit vereinten Kräften und in Formen, die zur wirksamen Erreichung dieses großen Zieles immer besser geeignet sind, in immer größerer Übereinstimmung mit dem Evangelium brüderlich zusammenarbeiten, um der Menschheitsfamilie zu dienen, die in Christus Jesus zur Familie der Gotteskinder berufen ist.



Wir wenden uns dann auch allen zu, die Gott anerkennen und in ihren Traditionen wertvolle Elemente der Religion und Humanität bewahren, und wünschen, daß ein offener Dialog uns alle dazu bringt, die Anregungen des Geistes treulich aufzunehmen und mit Eifer zu erfüllen.

Der Wunsch nach einem solchen Dialog, geführt einzig aus Liebe zur Wahrheit und unter Wahrung angemessener Diskretion, schließt unsererseits niemanden aus, weder jene, die hohe Güter der Humanität pflegen, deren Urheber aber noch nicht anerkennen, noch jene, die Gegner der Kirche sind und sie auf verschiedene Weise verfolgen.

Gaudium et spes 92.

εὐαγγέλιον:

Spielt für euch die Kritik aus der (ultra-)konservativen Seite an der Kirche eine Rolle?

M. H.:

Es ist interessant, das mal mitzukriegen, aber es hat wenig Einfluss auf meine tatsächliche Glaubenskraft.

S. K.:

Ich komme damit eigentlich kaum in Kontakt. Ich finde immer einen Gesprächspartner, der antikirchlich eingestellt ist, aber ich habe bisher noch nie mit jemandem diskutiert, der zu einer der konservativen Gruppen gehört.

εὐαγγέλιον:

Ihr kommt gerade vom Weltjugendtag in Madrid. Was war dort für euch wichtig?

M. H.:

Eine wichtige Erfahrung war, dass die katholische Kirche eben keine unterschiedslose Einheit ist, dass diese 1,5 oder 2 Millionen Jugendlichen nicht alle gleich sind. Wenn man sich allein die Katechesen anguckt: Eine wurde gestaltet von einer Gemeinschaft, die sehr nah an den Freikirchen war. Das war ungewohnt, wir waren ziemlich befremdet, weil wir sonst nicht durch die Kirche hopsen. Die nennen sich auch katholisch, und wenn die das so empfinden, dann ist das auch total o. k. An einem anderen Abend waren wir bei einer gregorianischen Vesper – das war das totale Gegenteil, allein in der strengen Trennung von Frauen und Männern. Die Vielfalt dieses Glaubens zu erleben, dass es eben nicht darum geht, ein Einheitsbrei zu sein, sondern dass man eben auf verschiedene Art und Weise den gleichen Glauben leben kann.

Es ist total toll zu wissen, dass es weltweit Katholiken gibt, die etwas verbindet und die sich hier treffen. Obwohl der andere von ich weiß nicht wie viel Kilometer weit weg kommt, kann der die gleiche Messe feiern wie ich. Das ist schon toll.

εὐαγγέλιον:

Was sind für euch Kraftquellen für euren Glauben?

M. H.:

Da ist vor allem jeder Moment, in dem ich einem Kommilitonen irgendetwas von meinem Glauben erzähle und der dann sagt: „Mensch, das klingt ja gar nicht so schlecht.“

S. K.:

Wir haben, wie eben schon gesagt, auf dem Weltjugendtag eine gregorianische Vesper erlebt, und da fand ich halt schön, dass sie auf Lateinisch war, als ein verbindendes Element. Wenn es vielleicht auch nicht jeder verstanden hat, es war für mich ein sehr schönes Bild, woraus man viel Kraft nehmen kann.

M. H.:

Ein weiterer glaubensstärkender Moment ist, wenn auf der BDKJ-Hauptversammlung das Thema angesprochen wird, wie gerade im Westen mit der kommenden Diasporasituation umgegangen werden kann, und wenn dann gefragt wird: Lieber Osten, ihr macht das doch schon seit Jahrzehnten erfolgreich, was können wir von euch lernen?

εὐαγγέλιον:

Und was sagt ihr dann?

M. H.:

Dann sagen wir halt, wie bei uns die Ehrenamtsstrukturen funkti-

onieren. Dass man sich darauf unendlich viel stützen muss, wohingegen man im Westen oft ganz viel Misstrauen hat, wirklich Verantwortung in die Ehrenamtshände zu legen. Wir müssen sagen, dass es bei uns gar nicht anders geht. Wir könnten all unsere Arbeit gar nicht machen, wenn es da nicht einen Haufen Jugendlicher und Erwachsener gäbe, die das alles ehrenamtlich machen. Dass man eben Vertrauen ins Ehrenamt haben sollte und muss. Da hört man uns mit offenen Ohren zu.

εὐαγγέλιον:

Was habt ihr der Kirche noch mitzugeben aus eurer Perspektive?

M. H.:

Ich glaube, das Allerwichtigste für uns hier ist es, wirklich ein Gesicht zu haben, ein charakteristisches Gesicht. Wirklich Charisma zu haben, weil wir sonst als momentane Minderheitsgruppe einfach keine Chance hätten zu überleben. Wir haben ein riesen-großes kulturelles und moralisches Potential, ohne das sähe Europa heute nicht so aus, wie es aussieht. Wir haben ein Riesengrundament und können darauf weiterbauen – wir müssen es nur machen. Dieses Potential muss man einfach mutig nutzen, man muss einerseits Mut zur Tradition haben und andererseits auch Mut dazu, mit der Zeit mitzugehen, aber darüber nichts zu verlieren, was wertvoll ist und auch weiterhin wertvoll sein kann.

εὐαγγέλιον:

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Die Fragen stellte Tobias Kläden.

Die Piusbruderschaft – Spiegel und Schatten der Kirche

Martin Hochholzer

„Kirche im Kreuzfeuer“ – so der Titel dieses Heftes. Kreuzfeuer zeichnet sich aber dadurch aus, dass es aus verschiedenen Richtungen kommt. Die Piusbruderschaft nimmt die Kirche aus einer ganz anderen Perspektive als etwa die atheistischen Organisationen aufs Korn – und stellt damit Anfragen, die gerade auch eine missionarische Pastoral herausfordern.

Schwierige Beziehungen können besonders problematisch und konfliktbehaftet sein, wenn beide Parteien eine gemeinsame Vergangenheit haben und die Trennung nicht lange zurückliegt, ja, noch nicht wirklich eindeutig endgültig ist – so z. B. bei auseinandergewandenen Ehen, bei der Ablösung der Urkirche vom Judentum oder auch beim Verhältnis der schismatischen Priesterbruderschaft St. Pius X. zur römisch-katholischen Kirche.

Nicht erst seit dem „offiziellen“ Bruch 1988 im Gefolge der illegalen Bischofsweihen, sondern schon seit den frühen Jahren der 1969/70 von Erzbischof Lefebvre gegründeten Bruderschaft fällt diese durch ihre durchaus auch polemische Kritik an der Kirche auf:

- Sie lehnt die nachkonziliare Messe radikal ab; ihr fehlt dort die Konzentration auf das Opfer Jesu Christi, Reformen durch das Konzil wie die Stärkung des Wortgottesdienstes und des Gemeinschaftscharakters werden als „protestantisierend“ gebrandmarkt.

- Entsetzt zeigt sich die Piusbruderschaft über Veranstaltungen wie die Treffen der Religionen mit dem Papst in Assisi. Die Aussagen über die Religionsfreiheit, die das Konzil in hartem Ringen beschlossen hat, kann sie so nicht akzeptieren. Vielmehr betont sie die Kirche als einzigen Weg des Heils.
- Dementsprechend ist ihre Haltung zur Ökumene. Es geht ihr nicht darum, dass die Kirchen sich gegenseitig annähern und voneinander lernen, sondern darum, die Menschen in die einzig wahre Kirche zurückzuführen.
- Insgesamt lehnt die Piusbruderschaft den Neuaufbruch durch das Konzil ab und wirft entsprechend auch den Päpsten seit Johannes XXIII. vor, den wahren Glauben nicht mehr richtig zu verteidigen.

Hinter diesen und anderen Vorwürfen gegen die Kirche lassen sich Sorgen und Anliegen entdecken – und ein bestimmtes Verständnis von Welt, Staat und Gesellschaft:

- Vielleicht kann man als Kernpunkt ein Bedürfnis nach Sicherheit ausmachen: das Bedürfnis, dass mit Sicherheit auch weiterhin wahr ist, was „schon immer wahr war“ – für die Piusbruderschaft insbesondere die Lehre der Kirche, abgesichert durch die kirchliche Hierarchie. Freilich übersieht sie angesichts der Betonung der Tradition, wie relativ jung manches, was althergebracht erscheint, in Wirklichkeit ist, und wie stark sich die Formen und Gebräuche in Gottesdienst, Lehre und christlichem Leben im Laufe der Kirchengeschichte gewandelt haben.
- Diesem Wahrheits- und Sicherheitsbedürfnis entspricht eine an vorkonziliaren Moralssystemen orientierte, teilweise rigoristische Ethik, die auch vor detaillierten Bekleidungs Vorschriften nicht Halt macht.
- Äußeren Ausdruck findet diese „konservierende“ Grundhaltung in der Ästhetik – am deutlichsten bei den großen feierlichen Gottesdiensten im

tridentinischen Ritus, aber auch in Frömmigkeitsformen wie der Herz-Jesu-Verehrung.

- Letztendlich haben wir hier ein massives Unbehagen angesichts der Umbrüche in Moderne und Postmoderne – um nicht von einer völligen Ablehnung zu sprechen. Die Sehnsucht geht in Richtung Wiederherstellung des christlichen Abendlandes bzw. einer Rechristianisierung Deutschlands. In Kontrast zur pluralistischen, freiheitlichen Gesellschaft scheint in den Publikationen und Äußerungen der Piusbrüder immer wieder eine Tendenz zu einem Autoritarismus auf, der auch in Spannung zu Grundwerten unserer Verfassung steht.
- Der Hintergrund bzw. die Kehrseite dieser Wünsche und Sehnsüchte sind ein in Kirche, Gesellschaft und Staat wahrgenommener Verfall und die gefühlte Bedrohung der gewohnten Lebensweise durch verschiedene Gruppen (Linke, Muslime ...): ein tendenziell dualistisches Weltbild, das auch in Verschwörungstheorien ableiten kann.

Damit kann man die Piusbruderschaft als Spiegel und Schatten der Kirche sehen:

- Als Spiegel zum einen insofern, weil sie ein Gegenbild zur vom Konzil geprägten Kirche darstellt. Auf der anderen Seite zeigen sich in ihr aber auch wie in einem Brennspiegel konzentriert Einstellungen mancher traditionsverbundener Kreise innerhalb der Kirche: der Wunsch nach überlieferten/gewohnten Formen in Liturgie und Lebensweise, die Ablehnung der Vielfalt unserer heutigen Gesellschaft, die Überforderun-

Unglückspropheten

In der täglichen Ausübung Unseres apostolischen Hirtenamtes geschieht es oft, daß bisweilen Stimmen solcher Personen unser Ohr betrüben, die zwar von religiösem Eifer brennen, aber nicht genügend Sinn für die rechte Beurteilung der Dinge noch ein kluges Urteil walten lassen. Sie meinen nämlich, in den heutigen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft nur Untergang und Unheil zu erkennen. Sie reden unablässig davon, daß unsere Zeit im Vergleich zur Vergangenheit dauernd zum Schlechteren abgeglitten sei. Sie benehmen sich so, als hätten sie nichts aus der Geschichte gelernt, die eine Lehrmeisterin des Lebens ist, und als sei in den Zeiten früherer Konzilien, was die christliche Lehre, die Sitten und die Freiheit der Kirche betrifft, alles sauber und recht zugegangen.

Wir aber sind völlig anderer Meinung als diese Unglückspropheten, die immer das Unheil voraussagen, als ob die Welt vor dem Untergange stünde. In der gegenwärtigen Entwicklung der menschlichen Ereignisse, durch welche die Menschheit in eine neue Ordnung einzutreten scheint, muß man viel eher einen verborgenen Plan der göttlichen Vorsehung anerkennen. Dieser verfolgt mit dem Ablauf der Zeiten, durch die Werke der Menschen und meist über ihre Erwartungen hinaus sein eigenes Ziel, und alles, auch die entgegengesetzten menschlichen Interessen, lenkt er weise zum Heil der Kirche.

Rede von Papst Johannes XIII. zur Eröffnung des 2. Vatikanums.

gen durch die modernen Wahlmöglichkeiten (und den damit verbundenen Zwang zu eigenen Entscheidungen) ...

- Die Piusbruderschaft ist aber auch wie ein Schatten der Kirche, dem sie kaum entrinnen kann: ein Denkmal dafür, dass es die Konzilsmehrheit trotz aller Vermittlungsbemühungen und Zugeständnisse nicht geschafft hat, alle Katholiken auf den neuen Kurs mitzunehmen. Andererseits aber auch ein Manifest der Möglichkeit, was aus der Kirche hätte werden können, hätte sie nicht die Öffnung auf dem Konzil vollzogen.

Schon deshalb lohnt sich für eine missionarische Pastoral ein Blick auf die Piusbrüder: In ihrer Extremheit und Zuspitzung traditionalistischer Vorstellungen eröffnet sie einen Blick auf einen Teil unserer Wirklichkeit, offenbart (in überspitzter Form) das Denken gewisser Kreise unserer Gesellschaft.

In ihrer Ablehnung der gegenwärtigen Kirche fordert sie zudem dazu heraus, über die Grundlagen unseres Glaubens und unseres heutigen christlichen Lebens nachzudenken. Gerade die Errungenschaften des Konzils nehmen wir teilweise zu sehr als selbstverständlich. Hier können die Invektiven der Piusbrüder dazu anregen, darüber zu reflektieren, was das Konzil gesagt hat und warum es das gesagt hat. Wenn wir ab dem nächsten Jahr in Dankbarkeit auf 50 Jahre Konzil zurückblicken dürfen, sollten wir uns auch dem Ringen um kirchliche Grundfragen stellen, das den Hintergrund der Konzilsdokumente bildet und das – wie gerade auch die Existenz der Piusbruderschaft zeigt – noch keineswegs abgeschlossen ist. Dann mag sich uns auch manches neu erschließen, was es heißt, im Sinne einer missionarischen Pastoral als Kirche wahrhaft in der Welt präsent zu sein. ■

Die Kirche und die Medien

Eine spannungsvolle Beziehung

Bernd Hagenkord

Die Kirche ist bei den Massenmedien beliebt und ein gerne genommenes Thema. Allerdings wird diese Thematisierung geprägt von Wahrnehmungsmustern. Der Medienbetrieb setzt sie jedem Kommunikator wie Bühnenbilder vor, es bleibt wenig anderes übrig, als sich in ihnen zu bewegen. Einige dieser Muster werden im Artikel genauer angesehen mit Blick darauf, wie unter diesen Bedingungen kirchliche Kommunikation – und das meint nicht nur die Pressesprecher, das meint alle Gläubigen – gelingen kann.

Das die Rolle der Medien für die Kirche wieder verstärkt diskutiert wird, ist ein gutes Zeichen, vor allem, wenn man die neueren Medien einbezieht. Als in diesem Frühjahr der päpstliche Rat für die sozialen Kommunikationsmittel Blogger zu einem Treffen in den Vatikan einlud, konnte man gut beobachten, dass solche Aktionen auf Interesse stoßen. Kirche ist interessant für die Medien.

Wer sich aber auf dieses Feld bewegt und Kommunikator ist – freiwillig oder unfreiwillig –, findet sich auf einer Bühne, auf der die Kulissen schon aufgestellt sind. Meistens sind auch schon die Rollen verteilt. Kirche kann sich nicht aussuchen, wie sie wahrgenommen wird, ganz gleich, ob es die örtliche Initiative, das Bistum oder der Vatikan ist.

Bei der Wechselwirkung zwischen medialer Öffentlichkeit gibt es einige Bühnenbilder – um im Bild zu bleiben –, die man benennen kann, auch wenn es sie in Wirklichkeit nicht trennscharf gibt. Wer da zuerst auf wen wirkt, ist ohne Belang, man beeinflusst sich gegenseitig.

Zunächst einmal ist da das „Dan-Brown-Phänomen“: Die Kirche wird als geheimnisvoll gesehen, als hermetisch und historisch, ich zähle die Hexenverfolgung und die Inquisition zu diesen ästhetischen Modellen genauso dazu wie die Figur des Opus Dei oder den berühmten Reichtum des Vatikans. Hier geht es nicht um das Verstehen, hier geht es um Versatzstücke der Populärkultur, die so, wie sie sind, eingebaut und zitiert werden. Sie zeichnen sich durch eine besondere Art der Immunität aus: Ganz gleich, was man dazu sagt, es wird als Bestätigung gelesen. Entweder gibt man Recht, oder es ist von der Kirche eh nichts anderes zu erwarten. Hierbei geht es gar nicht so sehr um die Kirche oder die Geschichte, hierbei geht es eher um einfach zu bedienende Vorstellungen oder auch Ängste, die sich wunderbar erklären lassen. Aus dem Reichtum und der Komplexität menschlicher Geschichte werden einige Stücke herausgebrochen, moralisiert und gegen irgendetwas in Stellung gebracht.

Dann ist da das „Papstreisen-Phänomen“. Beim Besuch des

Papstes in London 2010 konnte man das besonders gut beobachten: Waren die öffentlich geäußerten Meinungen im Vorfeld vor allem kritisch (oder besser: wurden im Vorfeld nur kritische Meinungen gesendet und ge-

Pater Bernd Hagenkord SJ ist seit 2009 Leiter der deutschsprachigen Redaktion von Radio Vatikan. Seit 1992 Mitglied im Jesuitenorden, absolvierte er Studien in Journalistik und Geschichtswissenschaft, dazu Philosophie und Theologie in Hamburg, München und London.



druckt), so schlug die Stimmung in den britischen Medien bei der Ankunft des Papstes völlig um. Man sah etwas, was man nicht erwartet hatte und was man aus der eigenen Kultur nicht kennt, nämlich einen „Star mit Inhalt“. Der Papst erfüllt mit seinem repräsentativen Auftreten, mit seiner Kleidung, der Liturgie und damit, dass er auf gesellschaftlich

höchstem Niveau spielt, alle Anforderungen der Medien an einen Star. Trotzdem fiel er aus der Star-Rolle heraus, weil er sich anders benahm und anders sprach. Sein Auftreten und sein Sprechen hatten einen Inhalt, der nicht an der Öffentlichkeit abgemessen war. Es ist fast schon ein performativer Widerspruch: Einerseits ist das Auftreten völlig medienkompatibel, andererseits hinterfragt der Papst die Grundlagen dieser Konsumkultur. Das schafft in seiner Authentizität Interesse.

Als Drittes möchte ich die völlige Überforderung nennen, welche die Kirche für viele Journalisten heute darstellt. Das Basiswissen, um die Abläufe und Strukturen verstehen zu können, ist kaum noch außerhalb eines Fachkreises vorhanden. Was Zölibat und Sakrament, den Unterschied zwischen Ordensmann und Pfarrer, den zwischen Kardinal und Bischof und vieles mehr angeht – um nur wenige Beispiele zu nennen –, fehlt es an Wissen. Das ist für beide Seiten ein Problem. Oft genug finden sich in Artikeln oder Beiträgen entweder Halbinformiertes oder Dinge aus dem Dan-Brown-Phänomen, gleichzeitig ist es aber ein klares Signal an die Kirche, dass die Art und Weise, wie Tradition und Lehre gelebt werden, nicht mehr kommuniziert werden kann. Die Gefahr hier ist, dass das Ästhetische sich vom Inhalt löst, dass die besonderen Hüte und Chorgewänder und liturgischen Formen als solche wahrgenommen werden, ohne noch einen Inhalt zu transportieren.

Als Viertes möchte ich den „Event-Effekt“ nennen. In Rom halten sich hartnäckig die Geschichten, der Vatikan habe die Lautstärke beim Applaus für den Papst bei den Generalaudienzen

gemessen und einen Rückgang der Lautstärke festgestellt, und das bei zunehmenden Besucherzahlen. Der Grund: Die Besucher hätten nur noch eine Hand frei, weil sie mit der anderen mit Telefon oder Kamera Fotos, Bilder oder dergleichen machten. Wenn es auch nicht wahr ist, so ist es doch gut erfunden, erinnert sich jeder Besucher einer Papstveranstaltung in Rom doch genau an diese Bilder von in die Höhe gereckten und mit Elektronik gefüllten Händen. Wie jeder Fotograf weiß, trennt die Kamera den Betrachter vom Geschehen. Zunehmend viele Menschen nehmen die emotionale Aufregung wahr, wollen das irgendwie festhalten und nehmen dadurch immer weniger teil am Geschehen. Immer wieder – mit einer Mischung von Schmunzeln und Entsetzen – sehe ich die Bilder bei großen Papstmessen, wo einer der mitfeiernden Bischöfe seine Kamera aus dem Messgewand zieht und „den Moment festhalten“ will. Auch das ist ein Massenmedium. Auch wenn die Anwesenheitszahlen durch die Massenmedien steigen, die innere Teilnahme und Teilhabe sinkt. Der Bildschirm ersetzt die Wirklichkeit.

Dann gibt es den „Kondom-Effekt“. Der Papst könnte eine revolutionäre Rede schreiben, in dem Augenblick, in dem das Wort „Kondom“ darin stünde, würde ein Großteil der Medien nicht weiter zuhören. Man hat die Schublade, dieses Ereignis zu verarbeiten. Viele Berichte bestehen bloß daraus, die Kirche auf Konflikte abzuklopfen. Je größer der Kontrast, desto eher die Wahrscheinlichkeit, dass es Aufsehen und damit Interesse und damit Leser oder Zuschauer bringt.

Fast auf ein Minimum zurückgegangen ist dagegen die vor allem in den 80er Jahren beliebte Form des innerkirchlichen Konfliktes. Kaum eine Talkshow, in der nicht jemand auftrat, dem man den Beruf des „Kirchenkritikers“ auf den Leib schrieb. Das ist nicht dasselbe wie das Dan-Brown-Phänomen, aber auch hier schafft die Kirche in den Medien klar zugeordnete Rollen, die sich kaum verändern oder kaum verändern dürfen. Sprech-Rollen im TV werden ja nicht nach Neuigkeitswert besetzt, sondern nach Unterhaltungs- und nach Konfliktwert.

Neu dafür ist ein Konfliktfeld, das nicht aus der Theologie, sondern aus den Massenmedien stammt: Dem Triumph der Meinung über die Information. Das Internet ist voller Meinungen zu allem und jedem, und jeder Mensch hat ja auch ein Recht auf seine Meinung und deren Verbreitung. Leider führt die ständige Jagd nach Aufmerksamkeit, Klickzahlen, nach Werbekunden oder Blogbesuchern aber zu einem Verdrängen von Informationen. Journalismus ist teuer, man muss Menschen anstellen und bezahlen. Gute Information ist nicht zum Tiefpreis oder besser noch umsonst zu haben, sie kostet Geld. Da die Medienwelt aber besonders im Netz auf „umsonst“ setzt, sei es bei Online-Zeitungen, sei es bei illegalen Downloads, sei es bei Kleinfilmen, gewöhnt man sich zu schnell an die Meinung, die sich als Information ausgibt.

Als Nebenwirkung zeigt sich dann auch eine „bedrückende Verschärfung der Tonlage“ in der Kommunikation zur Kirche, wie Stefan Vesper, Generalsekretär des ZdK, das ausgedrückt hat. Das Wort „bedrückend“ finde ich besonders passend, weil man sich

häufig genug wehrlos fühlt vor dem, was einem im Netz von Vorurteil bis Häme und glattem Hass entgegenschlägt. Man hat keine Chance, in dem Tempo, das das Internet vorgibt, dagegenzuhalten. Gerade im kirchlichen Bereich (oder einem Bereich, der sich als kirchlich ausgibt) gibt es einige ganz bedauerliche Beispiele, von Kampagnenseiten bis zur Volksverhetzung. Hier wachsen neue Massenmedien, die die Standards nicht kennen, welche man bei Journalisten allgemein voraussetzen kann. Und je mehr Aufmerksamkeit man diesen Medien schenkt, desto wichtiger werden sie.

In einem dieser Bühnenbilder – oder in Kombinationen – findet man sich immer wieder, wenn man als Kirche in den Massenmedien Kommunikation betreibt. Raushalten kann man sich nicht, man muss seinen Weg der offenen und ehrlichen und professionell betriebenen Kommunikation finden. Und man darf sich keine Illusionen darüber machen, dass man aus diesen Zusammenhängen herauskäme. Medien sind schon längst keine „Medien“ im Wortsinn mehr, keine Mittel zum Zweck der Kommunikation. Es sind keine Instrumente der Übermittlung mehr, sondern sie bestimmen selbst nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt der Information mit. Man kann sich der Medien nicht mehr bedienen, Kirche muss teilnehmen.

Was lernen wir daraus? Dass wir nicht mehr die „Herren der Sprache“ sind. Kirche ist gewohnt, die Wirklichkeit zu interpretieren. Das gilt für jede Predigt, jeden Rat, jedes Sprechen über Gott in der Welt. Bei dem theologischen Ausdruck „Hörer des Wortes“ sieht Kirche sich auf der Seite des



Medien

Wer immer in der Kirche Verantwortung trägt, muß ständig bestrebt sein, durch die Medien umfassende und wahrheitsgemäße Informationen zu vermitteln, damit man ein zutreffendes Bild von der Kirche und ihrem Leben erhält. Da die Kommunikationsmittel oft die einzigen Nachrichtenverbindungen zwischen Kirche und Welt sind, würde jemand, der sie ungenutzt ließe, von Gott verliehene Talente in die Erde vergraben. Wenn die Kirche hofft und erwartet, daß Nachrichtenagenturen und Medien sich religiösen Themen zuwenden und diese mit der hier besonders gebotenen Sorgfalt behandeln, dann muß die Kirche auch bereit sein, diesen Institutionen vollständige, wahre und genaue Informationen anzubieten. Denn nur dann können sie ihre Aufgaben allenthalben gut erfüllen.

Communio et progressio 123.

Wortes. Das ist aber nicht mehr unsere Sprechsituation heute. Wer über Glauben sprechen, im Netz bloggen, Interviews geben, predigen, schreiben, dichten, malen oder sonst wie kommunizieren will, der muss zuerst hören. Das ist zunächst einmal banal, um diese Feststellung kommen

wir aber nicht herum. In einem Interview mit einem Psychiater für Radio Vatikan Anfang des Jahres kam die Rede auf den Dialogprozess, der damals noch nicht begonnen hatte, und die ihn begleitenden Forderungen und Sprachverwirrungen:

„Ein Dialog beginnt nie, wenn beide Seiten dialogbereit sind, das geht psychologisch gar nicht. Ein Dialog beginnt immer einseitig. Immer beginnt einer, mit einem anderen Menschen zu sprechen, und je wertschätzender er das tut, je respektvoller er das tut, desto eher wird der andere Lust haben zu antworten. So beginnt Dialog.“

Dort muss Kirche mit ihrer Kommunikation beginnen, wertschätzend und hörend. Aber Kirche muss sich immer vor Augen führen, dass die Bühne nicht mehr die eigene ist. Man kann es nicht mehr allen Recht machen, irgendwelche Teilnehmer am Kommunikationsgeschehen werden nicht das sehen, was Kirche sie sehen lassen möchte. Das ist nicht zu ändern. Das Sprechen ist nicht mehr kontrollierbar. Dementsprechend ist auch die Wirkung von Kirche auf die Medien und die Öffentlichkeit nicht mehr kontrollierbar, bestimmbar. Sie ist nicht mehr nutzbar zu machen, die Wirkung kann nicht vorherbestimmt werden. Der Beginn von Kommunikation muss also einhergehen mit der Aufgabe des Allmachtsanspruches, man selber habe den Schlüssel für die Kommunikation.

Was also tun? Authentisch und ehrlich bleiben, offen kommunizieren, professionell kommunizieren – die beiden Dinge schließen sich nicht aus – und nicht ständig darauf schielen, was andere vielleicht denken könnten. Die Bühnenbilder sind nicht verschiebbar. ■

Zwischen Notwendigkeit und Polemik

Die öffentliche Meinung als Ort der Kirche

Martin Hochholzer

Zum Abschluss des Schwerpunktteils gibt Martin Hochholzer einen Überblick über die ganz unterschiedlichen Träger von Kirchenkritik. Er plädiert dafür, diese Kritik als Teil der öffentlichen Meinung gegenüber den Kirchen wahrzunehmen, die mit ihren impliziten Anfragen und Anliegen auch eine Chance für das Evangelium darstellt.

Im Editorial der Esoterik-Zeitschrift *connection Spirit* vom Juli/August dieses Jahres behandelt Herausgeber Wolf Schneider „zwei Arten ‚schlechten‘ Glaubens“: „Die erste ist der religiöse Fundamentalismus. Der Glaube, die Bibel oder der Koran oder die Veden oder das Buch Mormon oder sonst irgendein Buch sei ‚Die Heilige Schrift‘. Und der dort gefeierte Herrscher der Welt (oder die Herrscher, wenn es mehrere sind) seien zu verehren, und bitte niemand anders. Das zu glauben ist nicht nur dumm, sondern auch gefährlich und extrem schädlich – es führt in der Regel zu einem engherzigen Kulturklima voller Verdächtigungen, zu Ausgrenzungen und Fremdenhass, bis hin zu Krieg, Mord und Totschlag. Glücklicherweise wird diese Art des Glaubens nur noch von Minderheiten als ‚das wahre Herz der Religionen‘ verstanden.“

Da hat die Kirche ja noch einmal Glück gehabt, weil Wolf Schneider durchaus etwas differenzieren kann und weil wir ja keine Fundamentalisten sind. Obwohl: Nach Schneiders eigenwilliger „Definition“ sind wir das

offenbar doch. Und die Gewaltausbrüche sind dann nur noch eine Frage der Zeit?

Auch wenn der Autor das vielleicht nicht so sagen wollte: Er liefert ein Beispiel für in esoterischen (und anderen) Kreisen übliche Ressentiments gegenüber verfassten Religionen, hierzu-lande natürlich insbesondere die Kirchen.

Auf der anderen Seite wird hier deutlich, dass Religions- und Kirchenkritik ganz unterschiedlich ansetzen und geartet sein kann: Dass nur noch Minderheiten diese Form als wahren Glauben ansähen, steht überraschend quer zu dem, was Richard Dawkins & Co. uns zu suggerieren versuchen: dass Religion an sich schon den Keim von Intoleranz und Gewalt in sich trüge, dass fundamentalistisches Denken eher der Normalfall als die Ausnahme wäre.

Seit 2006 Dawkins' „*The God Delusion*“ (deutsch: *Der Gotteswahn*) in den USA und später auch in Deutschland heftige Debatten entfachte, gehören die „Neuen Atheisten“ mit zu den

ersten, an die man beim Stichwort Religionskritik denkt. Dabei fallen sie weniger durch ein hohes Reflexions- und Argumentationsniveau auf – wie Klaus Müller in seinem Beitrag betont –, sondern mehr durch Vehemenz und auch Polemik.

Dieser publizistische Großangriff auf Religion im Allgemeinen und das Christentum im Besonderen wird begleitet von den Aktivitäten atheistisch-humanistischer Organisationen, die sich zunehmend international vernetzen. Die wichtigsten in Deutschland – v. a. den Humanistischen Verband Deutschlands (HVD) und die Giordano Bruno Stiftung – stellt Andreas Fincke in diesem Heft vor. Ihre Tätigkeit erschöpft sich freilich nicht nur in medienwirksamen Aktionen, sondern sie entwickeln auch weltlich-humanistische Lebens- und Denkwürfe, um damit eine Alternative zu religiöser Moral und Hoffnung anzubieten.

Doch nicht nur aus einer atheistischen Perspektive erfahren die Kirchen Feindschaft und teils polemische Angriffe. Gerade auch

eine religiöse Konkurrenzsituation kann dazu führen, dass die Kirche zur Zielscheibe wird. Einen Sonderfall stellt sicherlich die Piusbruderschaft dar wegen ihrer Nähe zur römisch-katholischen Kirche. Aber auch das Universelle Leben, eine in den 70er Jahren in Unterfranken entstandene Neureligion, die sich selbst irreführenderweise als „urchristlich“ bezeichnet, ist für ihre kirchenfeindlichen Publikationen und Aktionen bekannt: Immer wieder kommen aus dem Umfeld der Sekte Broschüren oder auch schon einmal eine Plakataktion mit der Aufforderung zum Kirchenaustritt, und unter den ungezählten (und für gewöhnlich erfolglosen bis unsinnigen) Klagen gegen kirchliche Institutionen und Mitarbeiter fand im letzten Jahr besondere mediale Aufmerksamkeit der Versuch, der katholischen und evangelischen Kirche zu untersagen, sich christlich zu nennen.

Nun kommt diese besonders radikale Kritik und Polemik von recht kleinen Gruppen und Organisationen, die sich zudem in ihrer religiös-weltanschaulichen Ausrichtung deutlich unterscheiden und gegenseitig voneinander abgrenzen. Kann man das nicht – auch wegen der deutlichen argumentativen Schwächen – als belanglos abtun?

Es lohnt sich ein Blick auf eine „Galerie der Kirchenkritik“, die real in Eichstätt, aber auch virtuell unter www.der-sellinger.de zu bestaunen ist. Hinter Schaufensterscheiben hat ein Geschäftsmann Tafeln mit kirchenkritischen bis verunglimpfenden Zitaten ausgestellt. Wenn man sich einmal die Quellenangaben anschaut, erkennt man: Hier hat sich offensichtlich ein engagierter

Einzelner bei Texten sowohl aus dem atheistischen Umkreis als auch dem des Universellen Lebens bedient. Ein Beispiel dafür, wie die Behauptungen kirchenkritischer Vordenker und Organisationen rezipiert werden und mit Stammtischparolen, Vorurteilen, Vorbehalten, Bedenken und Anliegen einer breiten Bevölkerungsschicht ineinandergehen.

Freilich sind solche öffentlichkeitswirksamen und dezidiert feindseligen Aktionen wie die des Eichstätters die Ausnahme. Am Interview mit Mechthild Herzog und Simeon Kaul in diesem Heft kann man aber schön sehen, welche Haltungen gegenüber der Kirche sich beim Gespräch mit Konfessionslosen offenbaren können: ein Bild der Kirche als verstaubte, autoritär geführte Organisation, die die Freiheiten der Menschen beschneidet, überholte Positionen starrsinnig verteidigt und im Reichtum schwelgt – das alles verbunden mit Hinweisen auf die Verbrechen der Kirchengeschichte. Wohlgemerkt: Das sind mögliche Haltungen und Vorstellungen. Es gibt durchaus auch Kirchensympathien oder die Anerkennung einzelner Leistungen der Kirchen. Und es gibt auch immer wieder fundierte, differenzierte kritische Meinungsäußerungen zur Kirche, etwa die Kommentare in Qualitätszeitungen.

Insgesamt spürt man aber doch, wie sich – wohl verstärkt noch durch die Missbrauchsskandale – eine skeptische und von gewissen Stereotypen geprägte Grundhaltung gegenüber den Kirchen und ihren Vertretern breitgemacht hat. Das alles wird dann vielleicht noch flankiert von einem Schein- oder Halbwissen über Kirche und ihre Geschichte auf dem Niveau von Fernsehfil-

men oder Dan-Brown-Romanen. Kirchliche Medienarbeiter wie P. Bernd Hagenkord SJ (vgl. seinen Beitrag) können ein Lied davon singen.

Allerdings: Dass bestimmte Vorbehalte und Vorwürfe gegen die Kirche (immer wieder muss es die evangelische Kirche erleben, dass sie mit den Katholiken in einen Topf geworfen wird) stereotyp nicht nur in den Medien, sondern auch in Alltagsgesprächen ständig wiederkehren, kann man auch so deuten, dass bestimmte Problemfelder wie die Sexualmoral oder der kirchliche Umgang mit anderen Konfessionen oder dem modernen Geschlechterverhältnis nicht wenige bewegen. Ebenso zeigt der große publizistische und mediale Erfolg radikalatheistischer Polemik und Vulgäraufklärung à la Dawkins, dass die dort gebrachten Argumente zwar vielleicht schon seit dem 19. Jahrhundert widerlegt, dass die damit verbundenen Fragen und Zweifel aber für viele Menschen keineswegs erledigt sind.

„Kirche ist interessant für die Medien“, schreibt P. Hagenkord. Und das ist aus Sicht einer missionarischen Pastoral allemal besser als ein völliges Desinteresse an Kirche und darüber hinaus an Christentum und Religion überhaupt!

Gerade hier tun sich pastorale Chancen auf – und zugleich große Herausforderungen.

Man könnte fragen, wie die Kirche sich gegen solche Kritik zu verteidigen und sie zu widerlegen vermag. Es gibt bereits Bücher wie „Katholizismus für Dummies“ oder „Katholisch und trotzdem okay“, die gegen alle Vorurteile sachlich zu informie-

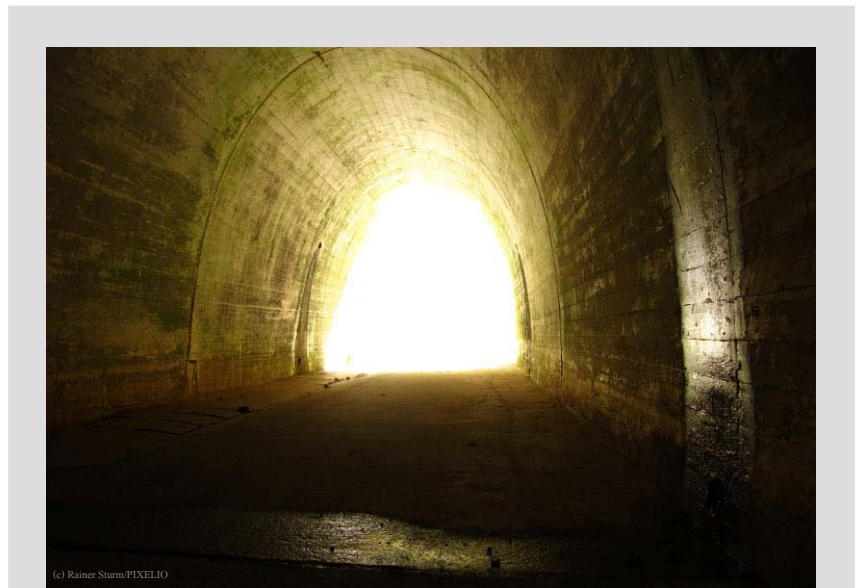
ren versuchen. Auch im Internet existieren ähnliche Initiativen, und engagierte Christen führen intensive Diskussionen mit Nichtgläubenden in Blogs und Foren.

Allerdings: Menschen, die extrem in einer selbst konstruierten, von Verschwörungstheorien durchzogenen Fiktion leben und von dort aus ihre Feinde beharren, sind mit rationalen Argumenten oder einem offenen Dialog so gut wie nicht zu erreichen; aber das ist zum Glück eine ganz kleine Minderheit von der Art, wie sie der Seitensprung am Ende des Heftes aufs Korn nimmt. Freilich warten aber auch sonstige „hauptamtliche“ und „Gelegenheitskritiker“ üblicherweise nicht darauf, ausführliche Erklärungen für bestimmte kirchliche Positionen und Vorgehensweisen zu lesen (einmal davon abgesehen, dass diese oftmals zu kompliziert und umfangreich wären, um im schnellen Takt der heutigen Medienberichterstattung Platz und Zeit zu finden).

Zudem hat die Kirche genauso wie beispielsweise der Staat oder die Politik mit der institutionenkritischen Grundhaltung zu kämpfen, die heute in weiten Kreisen der Gesellschaft vorherrscht. Hier erfährt die Kirche – als unpersönliche Großinstitution gesehen – schon unabhängig von ihrem realen Verhalten einen gewissen „Misstrauensvorschuss“.

So bedauerlich aber ein negatives Kirchenimage auch ist, gerade auch, weil es die Aufnahmebereitschaft für die frohe Botschaft behindern kann: Die Kirche schadet sich selbst und wird ihrem eigenen Selbstverständnis nicht gerecht, wenn sie auf Kritik allein abwehrend-apologetisch reagiert.

Zum einen ist die Kirche keine Gemeinschaft der Vollkomme-



(c) Rainer Sturm/PIXELIO

Licht und Schatten

Wie aber Christus das Werk der Erlösung in Armut und Verfolgung vollbrachte, so ist auch die Kirche berufen, den gleichen Weg einzuschlagen, um die Heilsfrucht den Menschen mitzuteilen. Christus Jesus hat, „obwohl er doch in Gottesgestalt war, ... sich selbst entäußert und Knechtsgestalt angenommen“ (Phil 2,6); um unseretwillen „ist er arm geworden, obgleich er doch reich war“ (2 Kor 8,9). So ist die Kirche, auch wenn sie zur Erfüllung ihrer Sendung menschlicher Mittel bedarf, nicht gegründet, um irdische Herrlichkeit zu suchen, sondern um Demut und Selbstverleugnung auch durch ihr Beispiel auszubreiten. Christus wurde vom Vater gesandt, „den Armen frohe Botschaft zu bringen, zu heilen, die bedrückten Herzens sind“ (Lk 4,18), „zu suchen und zu retten, was verloren war“ (Lk 19,10). In ähnlicher Weise umgibt die Kirche alle mit ihrer Liebe, die von menschlicher Schwachheit angefochten sind, ja in den Armen und Leidenden erkennt sie das Bild dessen, der sie gegründet hat und selbst ein Armer und Leidender war. Sie müht sich, deren Not zu erleichtern, und sucht Christus in ihnen zu dienen. Während aber Christus heilig, schuldlos, unbefleckt war (Hebr 7,26) und Sünde nicht kannte (2 Kor 5,21), sondern allein die Sünden des Volkes zu sühnen gekommen ist (vgl. Hebr 2,17), umfaßt die Kirche Sünder in ihrem eigenen Schoße. Sie ist zugleich heilig und stets der Reinigung bedürftig, sie geht immerfort den Weg der Buße und Erneuerung. Die Kirche „schreitet zwischen den Verfolgungen der Welt und den Tröstungen Gottes auf ihrem Pilgerweg dahin“ und verkündet das Kreuz und den Tod des Herrn, bis er wiederkommt (vgl. 1 Kor 11,26). Von der Kraft des auferstandenen Herrn aber wird sie gestärkt, um ihre Trübsale und Mühen, innere gleichermaßen wie äußere, durch Geduld und Liebe zu besiegen und sein Mysterium, wenn auch schattenhaft, so doch getreu in der Welt zu enthüllen, bis es am Ende im vollen Lichte offenbar werden wird.

Lumen gentium 8.

nen, sondern das „pilgernde Gottesvolk“: Menschen auf dem Weg (noch nicht am Ziel!), die –

wie alle Menschen – Fehler machen und stets von neuem ihr Denken und Handeln auf den

Prüfstand stellen müssen (vgl. *Lumen gentium* 8). Gerade die Missbrauchsskandale haben gezeigt, dass es zumindest manchmal auch des kritischen Blicks der Öffentlichkeit bedarf, um eigene Missstände und schädliche Gewohnheiten und Strukturen zu erkennen und zu ändern!

Zum anderen findet die Kirche ihre Erfüllung nicht in sich selbst, sondern ist „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott“ (*Lumen gentium* 1): Sie ist es, die die frohe Botschaft Gottes weiterträgt, seine Liebe, mit der er alle Menschen erreichen will. Dafür aber muss sie sich selbst inkarnieren in die Zeit und die Gesellschaften, die sie umgeben, muss sich ganz einlassen auf das Leben, Denken und Sprechen der Menschen – auch auf deren Blick auf und deren Kritik an ihr selbst, der Kirche.

Vielleicht lohnt es sich, einmal eine Kirchengeschichte in Form einer Geschichte des Blicks von außen und seiner Wirkung auf die Kirche (und umgekehrt) zu schreiben. Sie könnte mit den Streitgesprächen Jesu und der Urchristen mit jüdischen Kritikern beginnen, über die Apologeten zum grundlegenden „Zusammenschluss“ von heidnischer Philosophie und christlicher Theologie kommen, dürfte die Inkulturationen des 1. Jahrtausends (z. B. den Einfluss germanischen Denkens) ebenso wenig übergehen wie die Anfragen durch die Katharer (und die ganze Armenbewegung), die Reformation, die Aufklärung etc. und würde schließlich in der heutigen Zeit mit ihrem Pluralismus und ihrem Mediensystem anlangen.

Auch wenn sich die Kirche dessen zeitweise vielleicht nur

wenig bewusst war, so stand sie doch stets in Interaktion mit ihrer Zeit und Umwelt, beeinflusste als zugleich göttliches und menschliches Werk nicht nur die sie umgebenden Gesellschaften, sondern wurde ihrerseits beeinflusst, geprägt und geformt.

Diese Interaktion war teils zu sehr von Anpassung, teils zu stark von Abwehr geprägt. Beides führt zu Fehlhaltungen, wie die Kirchengeschichte lehrt.

Nur wer sich offen, intensiv und kritisch mit der Gegenwart auseinandersetzt, sieht nicht nur die gewohnte Umgebung, in die er sich problemlos einfügt, weil er dort hineingewachsen ist; sieht aber auch nicht nur Abfall, Verfall und Widerspruch zum Glauben; sondern erkennt, was trotz aller Begrenztheiten an Gutem und Hilfreichem schon da ist und wo Potentiale liegen, ebenso wie die Stellen, wo die Welt noch nicht dem Schöpfungswillen Gottes entspricht. Er erkennt also mit einem differenzierenden und prinzipiell wohlwollenden Blick, wie Gottes Wille bereits Gestalt anzunehmen begonnen hat und wo er sich noch inkarnieren möchte.

Auch Jesus hatte diesen offenen Blick: Er sah die Heuchelei von Pharisäern, die Gewalt von Mächtigen und die Not der Armen ebenso wie die Liebe, die ihm Menschen erwiesen, den Einsatz, mit dem die arme Witwe ihre letzten Groschen spendete, und die Schönheit der Natur, die Gottes Güte offenbart; und er sah die Potentiale, die Möglichkeiten dazwischen: die Schafe, die einen Hirten brauchten, die Liebe des Petrus trotz seiner Verleugnung und dass das Reich Gottes schon in dieser Welt nahe ist.

Die Gefahr, dass die Kirche sich darin verliert, sich im Lob

von außen zu sonnen, ist derzeit hierzulande eher gering. Viel größer ist die Gefahr, sich auf die allgegenwärtige Kritik (bis hin zur Feindschaft), die die Kirche umgibt, zu fixieren.

Vielleicht sollte man das „Kreuzfeuer“, das wir in diesem Schwerpunktteil vorgestellt haben, am besten als einen zwar nicht ganz unbedeutenden, aber auch nicht alles beherrschenden *Teil* der öffentlichen Meinung und der gesamten Wirklichkeit sehen, in der sich Mensch und Kirche bewegen; als einen *Teil* der Zeichen der Zeit, die zu erkennen die Kirche die Pflicht hat; als Wegweiser neben vielen anderen, die gerade dadurch Wegweisung geben, dass sie nicht nur von der „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“ (*Gaudium et spes* 1) Zeugnis geben, sondern auch von ihrer Wut und Empörung – und damit für die Kirche den Blick auf die Wirklichkeit weiten.

Wenn es der Kirche, wenn es den Christen also gelingt, tiefer zu blicken als nur auf die offene Feindschaft, die ihnen in mancher Polemik entgegenschlägt, und dahinter zum einen berechnete Anliegen und berechnete Kritik an der Kirche, aber auch die Sorgen und Nöte von Mitmenschen wahrzunehmen; und wenn es ihnen gelingt, darüber hinaus nicht die anderen Menschen zu übersehen, die zwar auch ihre Anfragen an die Kirche haben, aber sich von ihr auch etwas erwarten oder prinzipiell bereit wären, sich von ihr überzeugen zu lassen: Dann mögen sie dort auch Ansatzpunkte für das Evangelium erkennen – in einer Haltung, die man vielleicht am ehesten als kritische und solidarische Zeitgenossenschaft beschreibt. ■

Was mich als Christin bewegt

Luise Hell

Missionarischer Pastoral geht es um den Glauben.

Doch: Was bedeutet Christinnen und Christen dieser Glaube?

In dieser Rubrik lassen wir ganz unterschiedliche Menschen zu Wort kommen.

Warum sind Sie Christin?

Zuerst einmal, weil ich in eine christliche Familie geboren worden bin und entsprechend erzogen wurde von Elternhaus und Schule (Institut der Englischen Fräulein – heute: Maria-Ward-Schule). Meine Großmutter mütterlicherseits und auch mein Vater waren sehr gläubig und praktizierende Katholiken und mir stets ein gutes Beispiel.

Heute bin ich es, weil meine Erfahrungen mit der katholischen Kirche vor Ort durchaus positiv waren und sind. Ich bin aktiv eingebunden in die Pfarrgemeinde und das Pfarrleben und fühle mich wohl dabei.

Was ist Ihnen in Ihrem Glauben am wichtigsten?

Erstens das Gefühl, dass ich Gott alles anvertrauen kann, er mich anhört, auch wenn er meine Wünsche oder Bitten nicht immer erfüllt. Und doch habe ich schon viel erlebt, wo ich mir denke: „Glück gehabt“, da hat vielleicht der liebe Gott geholfen.

Zweitens die Gemeinschaft. Ich habe durch meine Ehrenämter in der Kirche viele nette und vor allem gleichgesinnte Leute kennengelernt, und es haben sich Freundschaften daraus entwickelt.

Wie zeigt sich in Ihrem Alltag, dass Sie Christin sind?

Ich versuche, ein „korrektes“ Leben zu führen, die Gebote zu achten, meinen Mitmenschen freundlich gegenüberzutreten. Auch macht es mir Freude, an den Gottesdiensten und kirchlichen Feiern teilzunehmen, und wie schon erwähnt, engagiere ich mich in der Pfarrgemeinde, ebenso im Missionskreis, um den Menschen in der sog. Dritten Welt auch meine Solidarität zu bekunden.

Auch habe ich nun seit einigen Jahren meinen Arbeitsplatz in der Kirche und finde, dass im Allgemeinen ein angenehmerer Umgangston herrscht als in der freien Wirtschaft.

Was möchten Sie der Kirche in der heutigen Situation sagen?

Die Kirche sollte mehr auf das „Volk Gottes“ hören. Viele Entscheidungen und Vorgehensweisen werden an der Basis nicht verstanden. Viele sind enttäuscht und verstehen Entscheidungen der „Amtskirche“ nicht. Die Gleichgültigkeit, mit der manche Menschen in erster Linie die Kirche, aber teilweise auch den Glauben allgemein abtun, ist für mich manchmal sehr erschreckend. Die Kirche müsste ihr

positives Wirken in der Gesellschaft besser in den Vordergrund stellen und publik machen. Auch der wirtschaftliche Faktor sollte nicht übersehen werden (z. B. großer oder größter deutscher Arbeitgeber?). Auch sollte sie versuchen, die Menschen mehr einzubinden, und würde sicher somit mehr Interesse und Engagement erwecken.



Luise Hell ist die Sekretärin der Wallfahrtskustodie im oberbayerischen Altötting und zuständig für alle Belange rund um die Wallfahrt. Ehrenamtlich engagiert sie sich u. a. als Pfarrgemeinderats- und Dekanatsratsvorsitzende.

„Gott in Suhl“

Dass auch im besonders entchristlichten Suhl die Kirche im Sinne einer missionarischen Pastoral präsent ist, liegt nicht zuletzt an Pfarrer Joachim Kramer. Ein Bericht.

Die Stadt Suhl im Thüringer Wald galt zu DDR-Zeiten als besonders rot, man sprach vom „roten Suhl“. Sicher nicht die einfachsten Voraussetzungen für Christen, die hier auch heute in der Minderheit sind. Die katholische Kirche St. Kilian muss man ebenfalls zunächst entdecken. Sie steht am Rand der Innenstadt und ist erst auf den zweiten Blick als Kirche zu erkennen. Über Gott und Kirche wird so in Suhl nicht selbstverständlich geredet, für viele ist dies kein Thema – 85 % der Suhler gehören keiner Kirche an.

Deshalb hat sich Pfarrer Kramer vorgenommen, *Gott wieder in Gespräch zu bringen*, ihn ins Wort zu heben. Er antwortet daher auf die Frage, wie viele Menschen zu seiner Gemeinde gehören, nicht mit der Zahl der katholischen Christen, sondern: „40.000 Menschen gehören zur Gemeinde“, alle Einwohner der Stadt Suhl. Mit ihnen zusammen will er das Gottesgeheimnis entdecken, ähnlich wie Bischof Klaus Hemmerle es bereits 1983 mit Blick auf die junge Generation beschrieben hat: „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.“

Um Gott in Suhl ins Gespräch zu bringen, wurden zahlreiche Aktionen gestartet, die meisten davon ökumenisch und/oder in Kooperation mit anderen gesell-

schaftspolitischen Institutionen. So wurde 2004 ein erster *regionaler Kirchentag* unter dem Motto „Kirche auf dem Markt“ veranstaltet, 2010 ein zweiter unter dem Motto „Steter Tropfen füllt das Glas“. 2006 wurde die Einkaufsmeile der Stadt zu einem



Kreuzweg. Dafür wurden an den Laternenpfählen drei Meter hohe Holzkreuze aufgestellt, zu deren künstlerischer Gestaltung aufgerufen wurde. Auf einmal liefen die Menschen an diesem Kreuzweg vorbei, hatten vielleicht selbst daran mitgewirkt, mussten versuchen, ihren Kindern zu erklären, was es damit auf sich

haben könnte. Auskunftsbereitschaft und -fähigkeit in Glaubensfragen nimmt in solchen Momenten einen Anfang – oder eben das Eingestehen darüber, wenig oder nichts sagen zu können.

Ebenfalls 2010 fand ein Gespräch mit Vertretern des öffentlichen Lebens rund um das Thema Glaube unter der Überschrift „Gott in Suhl?“ statt. Ein solches Thema hatte die Suhler bisher noch nie zusammenkommen lassen. Lokalpolitiker, Unternehmer, Lehrer und Musikschulleiter erzählten von ihrer persönlichen Sicht auf Gott und Glauben. Dafür müssen „die Unterschiedlichkeiten ausgehalten werden“, so Pfarrer Kramer. Auf eine abschließende Frage, was sich die Nichtchristen von den Christen in dieser Stadt wünschen, kam die spontane Antwort aus dem Publikum, es möge nicht die letzte Runde dieser Art gewesen sein.

Für Pfarrer Kramer kristallisierte sich in seinen Jahren in Suhl mehr und mehr die Notwendigkeit der *Versöhnung* als ein Charisma des Ortes heraus, besonders im Blick auf die Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit. Dem wurde 2011 mit einem Friedensgebet, einem Gedenktag zur Bücherverbrennung, einem Gedenktag zum Mauerbau und zur Zensur in der DDR Rechnung getragen. Grundlegendes Thema dabei immer: Versöhnung.

„Gott in Suhl“





Graffiti-Kunst zum Thema „Engel – füreinander da sein“.

Zuletzt entstand in Suhl ein Graffiti-Kunstwerk zum Thema „Engel – füreinander da sein“. Dafür gestalteten 30 junge Künstler aus ganz Deutschland eine ehemals graue Betonwand an der Autobahnzufahrt nach ihren Ideen zu Engeln.

Die katholische Kirche in Suhl hat sich darauf eingelassen, neue pastorale Orte zu identifizieren und fruchtbar zu machen. Es werden Anknüpfungspunkte für das Evangelium gesucht und dann geschaffen, wo zuvor keine sichtbar waren. Kirche lebt in diesem Sinn den Charakter ihrer Proexistenz, ihr Dasein als „Zeichen und Werkzeug“. Die Erfahrungen, die mit einer solchen Art und Weise von Kirche-Sein gemacht werden, sind unterschiedlich, es finden sich Widerstände

und Begeisterung. Durch die beschriebenen Aktionen werden nicht automatisch neue Pfarrmitglieder gewonnen. Darüber hinaus haben manche in der katholischen Gemeinde das Gefühl, vom Pfarrer vernachlässigt zu werden. Dennoch sieht der seine Aufgabe auch im Verkündigen des „hohen Liedes Gottes“ und im Säen außerhalb der Kirchenmauern. Er will es Gott überlassen, was daraus wächst. In Anlehnung an Tomáš Halík, Berater des Päpstlichen Rates für den Dialog mit den Nichtglaubenden, hat er „Geduld mit Gott“.

Literaturhinweis:
Tomáš Halík,
Geduld mit Gott.
Leidenschaft und Geduld in
Zeiten des Glaubens und
des Unglaubens.
Freiburg i. Br. 2010.

Die Sinus-Milieus[®]: Update 2010

Tobias Kläden

Das Milieu-Modell des Marktforschungsinstituts „Sinus Sociovision“ gehört in vielen Bistümern bereits zum kleinen Einmaleins der Pastoralentwicklung. Nun hat Sinus Sociovision 2010 ein aktualisiertes Sinus-Modell vorgestellt. Was hat sich gegenüber dem alten Modell von 2001 geändert?

Die Sinus-Milieus werden seit 30 Jahren von Unternehmen und Non-Profit-Organisationen dazu verwendet, um Zielgruppen für ihre Produkte genauer zu identifizieren und so ihr Marketing zu verbessern. Im Hintergrund steht der sozialwissenschaftliche Ansatz der Milieu- und Lebensweltforschung, der Menschen nicht nur nach ihren soziodemographischen Merkmalen (z. B. Einkommen, Beruf, Bildung), sondern zusätzlich nach ihren Lebenswelten und Wertorientierungen gruppiert. Das Modell dieser sozialen Milieus ist jedoch nicht fix, sondern ständiger Veränderung unterworfen, da sich die Gesellschaft, deren Abbild das Milieu-Modell sein soll, fortwährend (und in beschleunigtem Tempo) weiterentwickelt. Daher ist auch das Sinus-Modell, das ursprünglich acht Milieus umfasste, immer weiter ausdifferenziert worden. In den 90er Jahren existierten getrennte Modelle für Ost- und für Westdeutschland mit zunächst jeweils neun Milieus.

Zum vorletzten Mal wurde das Sinus-Modell 2001 einem vollständigen Update unterzogen; daraus ging erstmals ein gemeinsames Modell für ganz Deutschland hervor, das zehn Milieus umfasste. Dieses Modell ist dasjenige, auf dem die Sinus-Kirchenstudie („Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005“) und ebenso die „Sinus-Milieustudie U 27“ (2008), in der Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene untersucht wurden, beruht.

Trends des gesellschaftlichen Wandels

Aufgrund des seit 2001 beschleunigt zu beobachtenden gesellschaftlichen Wandels war es für Sinus Sociovision 2010 wieder an der Zeit, das Modell zu updaten, um die deutlich wahrzunehmenden gesellschaftlichen Veränderungen adäquat abbilden zu können. Folgende Veränderungen in der Sozialstruktur und nachfolgend in der Soziokultur, die die Gesellschaft sich neu formieren

lassen, hebt Sinus Sociovision hervor:

- eine wachsende Wohlstandspolarisierung, also das Auseinandergehen der Schere zwischen Arm und Reich, mit der Folge einer schrumpfenden Mittelschicht,
- eine Zunahme prekärer, also unsicherer und ungeschützter Beschäftigungsverhältnisse,
- eine Entwertung von (Aus-) Bildungsabschlüssen, besonders einfacher Bildungsabschlüsse, und insgesamt eine geringere Halbwertszeit von Wissen,
- eine Entstandardisierung von Lebensläufen, so dass die Patchwork-Biographie zur Normalperspektive wird,
- eine Erosion der klassischen Familienstrukturen,
- eine Digitalisierung der Informations- und Kommunikationsmedien, die zwar neue Optionen bietet, besonders Ältere aber auch überfordert, so dass eine digitale Spaltung der Gesellschaft die Folge ist,

Quelle:

http://www.sinus-institut.de/uploads/tx_mpdownloadcenter/Update_2010_Hintergruende_und_Fakten.pdf

- eine Entideologisierung, die sich in einer Abnahme weltanschaulicher Festlegungen und einer Zunahme pragmatischer Haltungen ausdrückt, aber auch in neuen Wertesynthesen, die scheinbar Widersprüchliches kombinieren,
- eine Entsolidarisierung und Betonung von Eigenverantwortung, da Dienstleistungen des Wohlfahrtsstaats zurückgefahren werden,
- ein gestiegenes Risikobewusstsein, u. a. infolge der Privatisierung von Lebensrisiken, und schließlich
- ein Statusfatalismus und Distinktionsdruck, der v. a. in der gesellschaftlichen Mitte eine verstärkte Abwärtsmobilität wahrnehmen lässt und zu verstärkter Abgrenzung nach unten, aber auch nach oben führt.

Das Modell-Update 2010

Das aktuelle Sinus-Modell enthält immer noch zehn Milieus, die jedoch im Vergleich zum Modell von 2001 eine veränderte Formation der gesellschaftlichen Landschaft zeigen. Auch sind die Milieubezeichnungen in vielen Fällen variiert, wodurch neue Akzentsetzungen angezeigt werden. Im Gegensatz zu 2001 spricht das aktuelle Modell nicht mehr von Leitmilieus, da die „oberen“ Milieus infolge der wachsenden Spreizung der Gesellschaft als zu weit weg empfunden werden, um noch Orientierungspunkt für die unteren und mittleren Milieus sein zu können. Ganz verschwunden ist das Milieu der DDR-Nostalgiker – nicht weil es gar keine DDR-Nostalgiker mehr gäbe, sondern weil aus ökonomischer Sicht kein Marktinteresse mehr an ihnen besteht. Sie sind v. a. in das Prekäre Milieu einge-

gangen, welches das Konsummaterialistische Milieu abgelöst hat. Hier wird ein in der Gesellschaft kaum sichtbares Milieu – anders als sonst im Milieu-Ansatz – allein aufgrund seiner sozialen Lage identifiziert; der Begriff „Konsum-Materialisten“ wurde als nicht mehr adäquat empfunden, da er eigentlich einen Euphemismus darstellt. Das bisherige Konservative Milieu hat sich (teil-)modernisiert und wird nun als Konservativ-etabliertes Milieu bezeichnet.

licht hat und sich v. a. aus dem früheren Milieu der Etablierten speist. Als modernstes Milieu ist am rechten Rand der Milieugraphik das Expositive Milieu hinzugekommen, mit dem die unkonventionelle kreative Avantgarde bezeichnet wird.

Insgesamt sind also signifikante Veränderungen in der Gesellschaft im vergangenen Jahrzehnt zu beobachten, die sich in dem veränderten Modell als einem Versuch, Gesellschaft abzubilden, deutlich niederschlagen. An



*Sinus Sociovision schaut wieder, wie die Deutschen leben.
Bild: © Dunkel Ilse (ille) / PIXELIO, www.pixelio.de.*

Hinsichtlich zweier Milieus sind Differenzierungen festzustellen: Die Bürgerliche Mitte hat ein (jüngeres) Adaptiv-pragmatisches Milieu hinzubekommen, während die ursprüngliche Bürgerliche Mitte Statusverluste hat hinnehmen müssen. Das alte Postmaterielle Milieu ist nun getrennt in ein Sozialökologisches (stärker idealistisches und konsumkritisches) und ein Liberal-intellektuelles Milieu, das die aufgeklärte Bildungselite darstellt. Von der Bezeichnung des ehemaligen Milieus der Modernen Performer ist nur noch das Milieu der Performer übriggeblieben, das sich teilverbürger-

diesen Veränderungen wird auch die Pastoral nicht vorbeigehen können – wobei die Frage offen ist, wie schnell und mit welcher Tiefenschärfe die Modellveränderungen in Zukunft rezipiert werden, wo man sich gerade an das alte Modell gewöhnt hat. Sicherlich wird auch das alte Modell für eine Übergangszeit hinreichend dafür taugen, den bislang oft vernachlässigten Blick auf die Wirklichkeit gesellschaftlicher Differenzierungen zu werfen – unabhängig von der (immer noch umstrittenen) Frage, welche Konsequenzen diese Wahrnehmungen für die Ausgestaltung der Pastoral haben sollen. ■

Auf neue Weise das Evangelium verkündigen

Die Bischofssynode 2012 zur „neuen Evangelisierung“ in ihren Vorbereitungsdokumenten

Hubertus Schönemann

Von großer Bedeutung für die Weiterentwicklung einer missionarischen Pastoral wird sicherlich die Weltbischofssynode im nächsten Jahr sein. Mittlerweile ist ein erster Textentwurf dafür veröffentlicht, den Hubertus Schönemann vorstellt und analysiert.

Die Ordentliche Bischofssynode, die vom 7. bis zum 28. Oktober 2012 in Rom tagen wird, widmet sich den grundlegenden Fragen einer neuen Evangelisierung. Dieser Themenkomplex, der auch in Deutschland unter der Bezeichnung „missionarische Pastoral“ zum Paradigma der Entwicklung von Kirche und Pastoral geworden ist, zeigt sich mehr und mehr als ein grundlegender Diskurs über den Auftrag und das pastorale Handeln der Kirche in veränderter Zeit. Es ist davon auszugehen, dass auch die Predigten und Ansprachen Papst Benedikts XVI. bei seinem Besuch in Deutschland dieses Thema aufnehmen und vertiefen werden. Für die Weltbischofssynode sind im Frühjahr 2011 die sogenannten „Lineamenta“ veröffentlicht worden. Dieses Vorbereitungsdokument soll den Themenbereich erschließen; die nationalen Bischofskonferenzen wurden zur Stellungnahme für ihren spezifischen Bereich aufgefordert. Diese Stellungnahmen werden eingearbeitet, um so das „Instrumentum laboris“, das Arbeitsdo-

kument für die Synode zu erhalten. Die Beratungen auf der Bischofssynode selbst werden üblicherweise nachträglich vom Papst in einem päpstlichen Schreiben aufgenommen. Nach der Bischofssynode über das Wort Gottes im Leben der Kirche (2008) zeigt nun die Befassung mit der Evangelisierung den grundlegenden Duktus einer an den Quellen und am Auftrag der Evangeliumsverkündigung orientierten Erneuerung und Ausrichtung der Kirche und ihrer Tätigkeit an.

Vorwort

Das Vorwort der Lineamenta betont, dass die Kirche, die vom auferweckten und erhöhten Herrn den Geist als Beistand gesendet erhält, von ihrer Natur her missionarisch ist. Der Begriff Evangelisierung wird umfassend in der Gesamtheit von Predigt, Katechese, Liturgie, sakramentalem Leben, Volksfrömmigkeit und Lebenszeugnis der Christen verstanden. In der Einleitung wird auf die sich schnell verändernde Welt hingewiesen, in der das

Evangelium Jesu Christi „bezeugt“ und „verkündet“ werden soll (Nr. 1). Die beiden gebrauchten Begriffe werden in der Folge leider nicht weiter inhaltlich ausdifferenziert. Möglicherweise verbirgt sich dahinter ein Verständnis von *Bezeugung nach innen* und *Verkündigung nach außen*. In der trinitarischen Sendung des Sohnes und des Geistes vom Vater hat die Kirche die Pflicht zur Evangelisierung. Bemerkenswert ist, dass das Dokument Evangelisierung nicht nur auf einer funktionalen Ebene als Verbesserung der Methoden oder als effizientere Kommunikationsstrategien versteht, sondern auf einer tieferen Ebene als einen „Weg, uns über die Qualität unseres Glaubens zu befragen“ (Nr. 2). Es wird somit die Frage der Kirche nach sich selbst als Ganzer (in ihrem Leben und ihrem Sein) gestellt. Evangelisierung wird als die eigentliche und tiefste Berufung und Identität der Kirche, ihre Daseinsberechtigung verstanden. Die Kirche ist gleichzeitig aktives Subjekt und reflexive Frucht der (Selbst-)Evangelisie-

rung, insofern Zuhören auf den Willen Gottes zur Jüngerschaft führt.

Gegenüber einer einseitigen Handlungsorientierung versteht das Papier Evangelisierung als ein Handeln des Geistes an der Kirche, aus dem die Evangelisierung der Kirche resultiert. Hören, Verstehen und Auslegen führen so in einem hermeneutischen Prozess mit den starken historischen und kulturellen Umbrüchen zur notwendigen Unterscheidung der Geister, ohne sich auf das Vorläufige im Hier und Jetzt zu reduzieren. Die kulturellen Veränderungen der Zeit stellen die Herausforderungen dar, die „die Kirche dazu zwingen, sich in neuer Weise über den Sinn ihrer Tätigkeit im Bereich der Verkündigung und der Weitergabe des Glaubens zu befragen“ (Nr. 3), und die zum Suchen von Räumen und Gelegenheiten führen, in denen das Zuhören und ein dialogischer Austausch mit dem jeweiligen sozio-kulturellen Kontext möglich werden kann.

Erstes Kapitel

Das Erste Kapitel versucht eine deutlichere Bestimmung dessen, was mit „neuer Evangelisierung“ gemeint ist. Es geht um die Relecture der Erinnerung des Glaubens und um die Übernahme neuer Verantwortung im Bemühen um Erneuerung in veränderter Welt. Um das Missverständnis des Proselytismus zu verhüten, wird betont, dass man die Anderen als Gesprächspartner innerhalb eines Dialogs und nicht als „zu überzeugende Objekte“ in den Blick nimmt. Gegenüber Agnostikern und Atheisten geht es darum, die Suche nach Gott am Leben zu erhalten (nicht Gott gefunden zu haben wärend) und Formen des Dialogs zu schaf-

fen, die die tiefsten Erwartungen der Menschen und ihren Durst nach Gott auffangen. Dies geht einher mit einer Selbstbesinnung und inneren Reinigung der Kirche, die gegen Angst, Müdigkeit, Betäubung und Rückbezogenheit auf sich selbst einen neuen Aufbruch wagen will.

Im Folgenden werden sechs kulturelle Szenarien aufgezählt (Säkularisierung, Migration, Kommunikationsmittel, Ökonomie, wissenschaftlich-technologischer Fortschritt und Politik), in denen sich die neue Evangelisierung als Haltung oder Stil bewähren soll. In den Beschreibungen dieser sechs Felder wird bedauerlicherweise der positive Dialogduktus des Eingangsteils nicht mehr durchgehalten. Hier begegnen vorschnelle Werturteile, die in der dialogischen Befassung mit den betreffenden Kontexten erst noch zu differenzieren bzw. zu überprüfen wären. So setzt das Papier den hoch umstrittenen Begriff der Säkularisierung mit einer „Kultur des Relativismus“, mit „hedonistischer und konsumistischer Mentalität“, „Oberflächlichkeit und Selbstbezogenheit“ und einem „sterilen Kult des Individuums“ gleich (Nr. 6). Hier scheinen in kulturpessimistischer Weise Definitionen transportiert zu werden, die einen analysierenden und deutenden Blick erst noch nötig machen. Bei der Befassung mit den Kommunikationsmitteln kritisieren die Lineamenta einerseits die „egoistische Konzentration“, die „Überbetonung der emotiven Dimension“, den „Verlust der Reflexion“ und die „Entfremdung der ethischen und politischen Dimension des Lebens“ als „Kultur des Scheins“, auf der anderen Seite fordern sie dazu auf, die „mediale und digitale Kultur als ‚Ort‘ des

öffentlichen Lebens und der sozialen Erfahrung“ wahrzunehmen und mit Mut die „neuen Areopage zu bewohnen“. Der Versuch, dabei „objektive Werte zu vermitteln“ (alle Nr. 6), lässt fragen, ob ein solches Medienkonzept Erfolg verspricht. Hier wünschte man sich eine tiefergehende sozialwissenschaftliche und theologische Reflexion. Der Abschnitt über Ökonomie verbleibt mit dem Hinweis auf die Verteilung der Ressourcen erstaunlich farblos. Der Gedanke, dass die mediale Kommunikation immer weniger Zeit übrig lässt, belässt im Unklaren, wohin dieser Abschnitt inhaltlich will.

Angesichts dieser Szenarien werden Christen ermutigt, nicht in Unsicherheit und Angst zu verbleiben, sondern darüber ins Gespräch zu kommen, was ihre Hoffnung ist, was sie der Welt als Gabe anbieten können und wo möglicherweise Widerstand angebracht ist. Das Christentum solle immer neu lernen, sich ausgehend von den eigenen Wurzeln selbst zu verstehen, Lesarten für die Szenarien der Zeit entwickeln und den Mut zur Frage nach Gott haben.

Die neue Evangelisierung ist nach dem Dokument eine spirituelle Antwort angesichts der vermuteten Rückkehr des religiösen Bedürfnisses. Weltjugendtage, Pilgerfahrten, der Frühling der kirchlichen Bewegungen und Vereinigungen zeigten, dass es darum geht, zu einem erwachsenen und bewussten Glauben hinzuführen.

Die Verfasser der Lineamenta gehen davon aus, dass sich neue Gestalten und Modelle des Kirche-Seins entwickeln werden, die aber die beiden Extrempole wie Sektierertum und Zivilreligion vermeiden müssen. Die Formulierung, dass Kirche ihr Gesicht

als „Volkskirche“ oder „Hauskirche“ nicht verlieren dürfe, soll so verstanden werden, dass sie dem täglichen Leben der Menschen nahe sein müsse. Hier und in der Formulierung, dass Evangelisierung „der Kirche helfe, weiterhin inmitten der Häuser ihrer Söhne und Töchter zu leben und präsent zu sein“ (Nr. 9), bleibt undeutlich, wie das Subjekt von Kirche zu verstehen ist und ob mit den „Söhnen und Töchtern“ nicht doch hier „Objekte“ einer von wem auch immer gestalteten kirchlichen Verkündigung gemeint sind. Auch die Aufforderung, sich um die Nicht-Christen „im eigenen Haus“ zu kümmern und damit ein „Innen“ und ein „Außen“ zu verbinden, ist missverständlich. Es könnte so verstanden werden, dass mit dem „Haus“ ein christlich geprägtes Staatswesen im Sinne eines (katholischen) Ständestaates gemeint ist. In diesem Zusammenhang käme dem „Innen“ und dem „Außen“ nicht ein kirchlicher, sondern ein gesellschaftlich-nationaler Sinn zu. Welches Ziel der Prägung einer Kultur steht hier im Hintergrund? Das Verhältnis von Kirche als Glaubensgemeinschaft zum (religiös neutralen) Staat und der religiös pluralen Gesellschaft bedarf tieferer Reflexion. Immerhin nennt das Papier die Erfahrung von Kirche in der Minderheit als Geschenk für Kirche in der Mehrheit und fordert zur Erneuerung und zum Lernen auf, „sich in der langen Übergangszeit der Gestaltfindung zu Hause zu fühlen“ (Nr. 9). Ganz entscheidend für die Pastoral sind die Hinweise, das Hamsterrad „Routine“ und die Mentalität des Status quo hinter sich zu lassen und vielmehr neu anzufangen, Grenzen zu überschreiten, den Horizont zu erweitern (Nr. 10).

Zweites Kapitel

Nach der Analyse der gesellschaftlichen Rahmenfaktoren der „Zeit“ wird im zweiten Kapitel der Inhalt der Verkündigung genauer bestimmt. Die Lineamenta legen Wert darauf, dass das Evangelium primär kein Buch und keine Lehre, kein System von Glaubensartikeln und Moralvorschriften, sondern die Kraft Gottes selbst ist, die rettet. Ziel des Glaubens ist also grundlegend die Verwirklichung der Begegnung und Gemeinschaft des Menschen mit Jesus Christus, der als Verkünder und Inhalt der ersten Verkünder dieser Botschaft von Gottes Kraft und gleichzeitig deren Vermittler ist. Ein vereinfacht verdinglichendes Missverständnis der „Weitergabe des Glaubens“ vermeidet der Gedanke, dass Glaubensweitergabe durch die Christen und die Kirche darin besteht, „die Voraussetzungen zu schaffen, damit diese Begegnung gelingen kann“ (Nr. 11). In dieser Christozentrik der Glaubensdefinition erreicht der Text die faszinierende theologische Dialektik, dass einerseits Evangelisierung eine bleibende Aufgabe der Bezeugung und Erinnerung Christi (genitivus obiectivus) für die Gläubigen – eingebunden in das Leben der Kirche – bleibt, dass andererseits die erhoffte Gemeinschaft mit Christus von Gott her unverfügbares Geschenk und das Zum-Glauben-Kommen ein Ereignis der Anrede durch Gott (Berufung) bleibt. Angesichts der Tiefe der theologischen Reflexion über Glaube und Kirche im Abschnitt Nr. 11 mutet der nachträgliche und unvermittelte Hinweis auf den Katechismus der katholischen Kirche doch etwas seltsam an.

Im weiteren Verlauf wird Kirche entworfen als die Gemeinschaft derer, die eine vorgängige Erfahrung Gottes haben und diese als Angebot weitergeben. „Was man nicht glaubt und lebt, kann man nicht weitergeben“ (Nr. 12). Es sollen Gestalten christlicher Gemeinschaft verwirklicht werden, die „Liebe, Zeugnis, Verkündigung, Feier, Hören, Mitteilung“ (Nr. 12) zum Ausdruck bringen. Den Laien wird hier eine Teilhabe am prophetischen Amt Christi zuerkannt, die dazu drängt, den Gegensatz zwischen Evangelium und eigenem Leben zu überwinden. Es werden Erstverkündigung, Katechese (insbesondere der Initiationssakramente), aber auch dauernde Glaubenserziehung als Beispiele aufgezählt, wobei Letztere leider nur als amtliche Predigt und als Dienst am Wort verstanden wird.

Die Lineamenta verweisen auf den engen Zusammenhang von Heiliger Schrift, Eucharistie, lebendiger Tradition und in Gemeinschaft gelebter geschwisterlicher Liebe, die die Weitergabe des Glaubens ausmachen. Es benötigt eine neue Pädagogik des Glaubens, die Wort, Gebet und Tat umfasst. Trotz der Gefahr der „Zerstreuung und der Konfusion“ (Nr. 14) bei vielfältigen Methoden der Katechese setzt das Papier auf einen weit gefassten Begriff von Katechese als Weitergabe des Evangeliums (redditio), wie die christliche Gemeinschaft es empfangen hat, es versteht, es feiert, es lebt, es mitteilt (traditio). Der Katechumenat als Paradigma der Einführung in den Glauben bringt es mit sich, auch nach der Taufe katechumenatsartige Angebote zur Glaubenskommunikation zu machen. Gerade in der Überwindung punktueller Sa-

kramentenvorbereitung, vielmehr in der Prozesshaftigkeit und im Blick auf Erwachsene liegt die Stärke des hier entwickelten erweiterten Katechesebegriffs.

Obwohl die Gesamtkirche sich als Subjekt und als Frucht der Evangelisierung versteht, sind es auch die Ortskirchen, in denen die Kirche Jesu Christi anwesend ist. Wenn hier in diesem Zusam-

gemeint? An dieser Stelle ergibt sich ekklesiologischer Gesprächsbedarf.

Der Stil der Verkündigung soll neue Gestalten der Antwort (apologia) finden und sich in Gedanken und in der Tat niederschlagen: „persönliches Verhalten, öffentliches Zeugnis, Leben in unseren Gemeinschaften“ (Nr. 16). Die Autoren legen nochmals Wert

in der Auseinandersetzung mit den Herausforderungen der jeweiligen Zeit.

Drittes Kapitel

In einem dritten Kapitel vertiefen die Lineamenta ihre Überlegungen zur Erstverkündigung im Sinne einer Hinführung zur christlichen Erfahrung. Sie weisen auf den inneren Zusammenhang von Taufe, Firmung und Eucharistie für die christliche Initiation hin und werben dafür, ausgehend vom Erwachsenen die Taufpraxis zu überprüfen und mystagogische Wege der Einführung in den Glauben anzubieten. Von der Überprüfung der Taufpraxis hänge die zukünftige Gestalt des Christentums und die Fähigkeit des Glaubens ab, in Dialog mit der Kultur zu treten. Erstverkündigung, die von der Katechese zu unterscheiden sei, sei eine Art und Weise, in neuen Formen des Redens über Gott grundlegende Inhalte des Glaubens als Vorschlag anzubieten. Es sei wichtig, Formen und Instrumente des Redens von Gott zu suchen, die in der Lage sind, die Erwartungen und Befürchtungen der Menschen von heute aufzufangen. Dabei sei auch das Phänomen der Umkehr (Bekehrung) zu thematisieren. Gleichzeitig lade die neue Evangelisierung die christlichen Gemeinschaften ein, mehr Vertrauen auf den Geist Gottes zu setzen. Der Abschnitt über die Erziehung zum Glauben und zur Wahrheit (Nr. 20) erscheint im Ganzen als eine Klage über die Defizite und die Ineffizienz christlicher Erziehung. Es sei ein „erzieherischer Notstand“, dass es immer schwieriger werde, den neuen Generationen die Grundwerte der Existenz und eines richtigen Verhaltens zu vermitteln. Dem „Relativismus“ fehle



2012 tagt in Rom die XIII. ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode zum Thema Neuevangelisierung.

Bild: © johannes vortmann / PIXELIO, www.pixelio.de.

menhang der Terminus „Gemeinschaften“ verwendet wird, so scheint das herkömmliche Verständnis von „Ortskirche“ als einer territorial vom Ortsbischof geleiteten Diözese um die Bedeutung kleinerer, möglicherweise personal verfasster „Ortsgemeinschaften der Gläubigen“ erweitert zu werden. Sind damit auch (geistliche) Bewegungen und alternative pastorale Orte

auf die Feststellung, dass die Vermittlung eines solchen Glaubens nur von Person zu Person geschehen kann, es also authentische und glaubwürdige Zeuginnen und Zeugen braucht, die ihre christliche Berufung ernst nehmen und ihr Leben und Tun daraus gestalten. Ziel ist der Aufbau der Kirche als Gemeinschaft der Zeugen des Evangeliums. Diese Früchte nehmen Gestalt an

das „Licht der Wahrheit“. Schuld seien auch die „Überhäufung mit Konsumobjekten und oberflächlichen Befriedigungen“ (Nr. 20). Hier kommt wieder eine pessimistische Imprägnierung zum Vorschein, die bereits an anderen Stellen aus diesem Dokument sprach. Einerseits ist der Wandel von gesellschaftlich gestützter pädagogisch orientierter Sozialisation in den Glauben hin zum Zeugnis der eigenen Glaubenserfahrung als Angebot nicht wirklich mit letzter Konsequenz nachvollzogen, andererseits kollidiert der Kulturpessimismus mit der im Papier reich entwickelten Denkfigur des Dialoges mit der „Zeit“, um so der Wahrheit des Evangeliums Christi neu und kontextuell auf die Spur zu kommen.

Sehr wohl ist jedoch die Frage wichtig, ob und wie es den Christen gelingt, auf positive Weise die Frage nach Gott und die Erfahrung des christlichen Glaubens in die Fragen der Zeit einzubringen und Orte anzubieten, an denen freie und erwachsene Menschen gebildet werden. Christen haben – da sind sich die Autoren sicher – zur Entwicklung einer „Ökologie der menschlichen Person“ (Nr. 21) einen wichtigen Diskursbeitrag gerade gegenüber Nicht-Christen zu leisten. Das Dokument fordert dazu auf, in der Kirche die Prioritäten der Tätigkeiten zu überprüfen, um Energien und Kräfte in der neuen Evangelisierung zu bündeln. Es geht also nicht um etwas Zusätzliches, sondern um eine „Schule des Glaubens“, um eine spiritu-

elle Erneuerung. Es gilt: „Es kann nur einer evangelisieren, wenn er sich selber evangelisieren ließ und lässt“ (Nr. 22). Die geistliche Aufgabe besteht darin, den Getauften ihre missionarische und evangelisatorische Verpflichtung bewusst zu machen. Daher ist Evangelisierung nicht eine Aufgabe für eine kleine Schar von Spezialisten oder Amtsträgern, sondern eine Vision für die Kirche von heute und morgen als Verantwortung aller Glieder des Gottesvolkes. Das Dokument schließt mit dem Hinweis, dass es für die Gläubigen eine Freude sein soll, „mit der Welt ihre Sehnsucht nach Heil zu teilen und den Grund unseres Glaubens zu benennen, indem wir den Logos der Hoffnung weitergeben“ (Nr. 25). Es braucht „burning persons“, die mit dem Feuer ihres Glaubens ansteckend sind.

Fazit

Das Verdienst der *Lineamenta* ist es zweifelsohne, wichtige missionstheologische Erkenntnisse der letzten Jahre aufzugreifen und in den Diskurs um eine neue Evangelisierung einzubringen. Dies gilt insbesondere für ein hermeneutisches Verständnis der Auseinandersetzung zwischen Evangelium und Kultur, für die Option eines Dialoges „auf Augenhöhe“ und ohne Proselytismusabsicht mit dem Nicht-Christen, für eine Weitung des Katechesebegriffs, für eine Konzentration auf personale Grundelemente des christlichen Glaubens, auf die Bedeutung des Zeugnisses, auf die neuen Gestalten des Kirche-

Seins, die sich aus der dialogischen Reflexion ergeben, für den Zusammenhang von hörender, lernender (Selbstevangelisierung) und verkündigender (Evangelisierung) Kirche. An einigen Passagen, insbesondere wo soziokulturelle Kontexte vorschnell gedeutet werden, sind Hören und Dialog als andauernder Prozess in den Blick zu nehmen. An einigen Stellen im Text gilt es, das Verständnis für ekklesiologische und sozialwissenschaftliche Begrifflichkeiten zu schärfen. Es ist zu hoffen und zu wünschen, dass in der Ausgestaltung des Instrumentum laboris und in den Beratungen der Bischöfe ein tieferes Verständnis für die Bedeutung und die Praxis der Evangelisierung erreicht werden kann und von dorthin Impulse für das Leben und die Pastoral in den Ortskirchen ausgehen können. Die Umsetzung in pastorale Stile und Handlungen setzt die Bereitschaft voraus, sich auf eine solche Erneuerung einzulassen, die sich am Gewussten und Erinnerten der Kirche und an den Gegebenheiten vor Ort orientiert. Es wird jedenfalls ein langer Prozess und auch ein innerkirchlicher Diskurs sein, wie auf neue Weise das Evangelium verkündet werden kann. ■

Der Text der Lineamenta:

www.vatican.va/roman_curia/synod/documents/rc_synod_doc_20110202_lineamenta-xiii-assembly_ge.html

Rezeptionen

Franz Meurer / Peter Otten: **Wenn nicht hier, wo sonst? Kirche gründlich anders.** Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2010. ISBN: 978-3-579-06560-1. 192 Seiten, € 14,99.

Diese Randbemerkung des Rezensenten vorab: So ganz unbefangen gehe ich an die Besprechung dieses Titels nicht heran. Erstens habe ich ihn durch die Brille eines „Altidealistens“ gelesen: In den Sommerferien 1969, ein Jahr vor meinem Abitur bzw. Studienbeginn, absolvierte ich ein dreiwöchiges Praktikum in der damals im Aufbau befindlichen St.-Franziskus-Gemeinde Dortmund-Scharnhorst. Diese war vom damaligen Paderborner Erzbischof Kardinal Jaeger drei jungen Franziskanerpatres (Weihejahrgang 1962, u. a. Werenfried Wessel) anvertraut worden, die sich erst im Vorjahr (also 1968) inmitten der rasant wachsenden Großraumsiedlung auf einer Etage eines zehnstöckigen Hauses eingemietet hatten und von dort aus Gemeinde aufzubauen versuchten: mit vielen persönlichen Nachbarschaftskontakten und -hilfen, etlichen sozialen Aktionen und sehr einladenden, lebendigen Gottesdiensten in einem zunächst provisorischen Kirchenpavillon, aber stets „vollen Haus“. Ihr Motto: „Wer mitmacht, erlebt Gemeinde.“ Sie hatten vieles von dem, was man heute unter „Sozialpastoral“ oder „lebensweltorientierter Seelsorge“ versteht. Diese Erfahrung hat mich nachhaltig geprägt. – Zweitens habe ich den

Titel durch die Brille eines „Schon-HöVi-Kenners“ gelesen: Drei Jahre vor Erscheinen des Buches lernte ich (im Rahmen eines „Betriebsausfluges“ meines vormaligen Arbeitgebers, der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle [KSA] Hamm) Autor Pfarrer Meurer und seine Gemeinde „vor Ort“ kennen und schätzen. – Drittens habe ich mir vorgenommen, diesen Titel besonders gründlich zu rezensieren, weil am 1. Oktober 2011, also kurz nach Erscheinen dieser Magazinausgabe, Autor Pfarrer Meurer sein 60. Lebensjahr vollendet und dies eine Art kleines Geburtstagspräsent werden soll.

„Wir wollen Kirche im Viertel sein, Teil der Lebenswelt der Menschen“ (13), schließt Mitautor Franz Meurer sein Vorwort unter dem Titel „Kirche für die Menschen“ ab und bringt damit sein (und das seines Co-Autors bzw. Gemeinde-Mitarbeiters Peter Otten) Grundanliegen auf den Punkt. Meurer wie Otten lösen mit ihren elf bzw. 14 einander ergänzenden Einzelbeiträgen ihr hier entfaltetes Prinzip des Mit- und Füreinanders überzeugend ein. Man könnte sie auch als die „Elf Gebote“ christlichen Gemeindeaufbaus bezeichnen oder, wie es im Covertext formuliert wird, als „Leitmotive einer heutigen christlichen Existenz“.

HöVi, HöVi-Land: Das ist der Ort von Kirche und Gemeinde, die hier konkret beschrieben und entfaltet wird, wo sich Kirche „inkarniert“ – Stadtteil im rechts-

rheinischen Stadtbezirk Köln-Kalk, der oftmals als „Ghetto“, Unterschichtsmilieu, Problemgebiet oder benachteiligtes Wohngebiet charakterisiert wird. Von den dort lebenden etwa 23.300 Menschen ist ein Drittel katholisch, knapp 13 % sind evangelisch und ca. 15 % muslimisch. 51,4 % der Bewohner und 76 % der Kinder haben Migrationshintergrund, 40 % der Gesamtbevölkerung sind Hartz-IV-Empfänger, die Arbeitslosenquote beträgt ca. 25 % – wie die Autoren sagen: „strukturschwaches Viertel, strukturschwache Menschen“ (20). Hier bauen die Autoren, Pfarrer und Pastoralreferent, „Kirche im Viertel“ auf: mit ungezählten an den Bedürfnissen der Leute im Viertel orientierten Projekten, Initiativen und Engagements, mit zupackenden Teams und umsichtigen Ehrenamtlichen aus der Gemeinde für die Gemeinde, ökumenisch (im besten Sinne!) und darüber hinaus. Ihre Prinzipien heißen „Gastfreundschaft“ (26 ff.) und „Unentgeltlichkeit“ (125 ff.), „Inklusion statt Exklusion“ (189), Teilhabe und Teilhaben-Lassen an der „Macht“ (139 ff.) und am „Glanz“ (37). Ihr Ziel ist Kirche als ein „Haus für Gleiche“ (87), ihr Gemeindegemeinschaftsmodell „das Wir-Gefühl“ (48) aus Geschwisterlichkeit (58 ff.) und Barmherzigkeit (155 ff.). Und die Grundlage fürs persönliche Engagement sind ganz einfach „die vier Ms: Man muss Menschen mögen“ (49).

Eindrucksvoll konkret beschreiben die Autoren, wie ihre

Kirchengemeinde ihr Leben in Richtung Diakonie (Caritas), Liturgie, Koinonie und Martyrie entfaltet (35 ff.) bzw. ihre oben erwähnten Ideale umsetzt: „In unserer Kirche ist diese Basis des Christlichen im Wortsinn erfahrbar. Das gesamte Basement – so nennen wir den Keller mit dem passenderen Wort – von etwa 800 Quadratmetern ist der Ort der Diakonie. Mit Kleiderkammer, Kindersachenabteilung, Werkstätten, Lebensmittelausgabe, Lager für Fahrräder, Kinderwagen, Kommunionkleider (jedes Kommunionkind bekommt eines geschenkt)“ (35). Geschenkt wie so vieles andere – „umsonst“: Die Bewirtung der Gäste im Kirchencafé nach dem Gottesdienst wie jede noch so spontane Hilfe, wenn's irgendwo fehlt: Und wo das ist, stellt tagein, tagaus ein ganzes Netzwerk aufmerksamer ehrenamtlicher Mitarbeiter im „Viertel“ fest – aus der Überzeugung von der „Gastfreundschaft“, die „sieht, was der andere braucht“ (32) und „Platz für den anderen schafft“ (34), denn „Leben ist geschenkt“ (67). Da wirkt es umso überzeugender, wenn es heißt: „Die Liturgie ist der Mittelpunkt des Gemeindelebens. Die Messe ist ja ein Heiliges Gastmahl und die Feier von Gottes Gastfreundschaft. Christus schenkt sich selbst zur Speise im Brot des Lebens. Er ist Gabe und Geber zugleich. Er lädt ein“ (36). Wenn der Fuldaer Pastoraltheologe Prof. Richard Hartmann bei seinem Hauptvortrag bei der Tagung von Offizialat und Caritas Vechta in Cloppenburg-Stapelfeld am 6.9.2011 es als Herausforderung bezeichnet hat, neu zu verstehen, dass Caritas und Pastoral „nur miteinander ganz sind“, dann darf man dieses „Verstehen“ den Autoren getrost bescheinigen.



Es wären nicht Meurer und Otten, wenn sie nicht abschließend katholisch-weit über den Tellerrand der eigenen Gemeinde, des eigenen Viertels, des eigenen „Bedarfes“ hinausdenken und handeln würden: nicht nur mit zahlreichen Tipps fürs eigene Engagement im eigenen Umkreis, sondern auch mit viel Perspektive für sozialpolitisches Engagement im Sinne von „Weltverbesserung“ (188) zu Gunsten einer demokratischen Kultur – und im Sinne des christlichen Subsidiaritätsprinzips. Ihr Plädoyer für das „konkrete Engagement [ist] im letzten keine Frage der Moral, sondern der Ästhetik! Es ist nicht nur gut, sondern auch schön, etwas für andere und mit anderen zu gestalten“ (172).

Man mag sich nach der Lektüre noch so oft fragen, ob das Beschriebene und Dargestellte denn alles so glatt, problemlos und ungestört abläuft und über die Bühne gegangen ist, wie es sich liest bzw. anhört; es klingt nach einer fast unglaublichen „Erfolgsgeschichte“: nirgends ein Wort der Kritik etwa an widerständigen Kirchenleitungen oder staatlichen Behörden, keine Erwähnung von Meckerern, Motzern und ewigen Dagegen-Seiern. Beredtes Schweigen? Oder sollte es das hier tatsächlich nicht gegeben haben? Man wird bei allem Hinterfragen kaum etwas finden. Etwaige Ungereimtheiten hätten gewiss längst Negativschlagzeilen gemacht.

Dass es sich hier nicht um einen idealisierenden „Gesamtbericht“ (unter Ausblendung alles Unangenehmen) handelt, darf man den Autoren bei der durchgehenden Glaubwürdigkeit ihres Engagements sicher ohnehin unterstellen. Doch der Einblick in die ganz reale Wirklichkeit ihrer

Gemeinde bringt nichts anderes als nur Bestätigung, mag man Derartiges heutzutage andernorts auch kaum noch antreffen. Glaubwürdig, weil so konsequent ehrlich und prinzipienfest. Und da fällt es leicht, dem Buchtitel zuzustimmen und ihn automatisch selber „fortzuspinnen“ mit einem „Wenn nicht jetzt, wann dann?“

Warum wird die hier so beschriebene Kirche als so „gründlich anders“ (Untertitel) empfunden bzw. dargestellt, wenn sie doch so sehr dem Original der Urkirche ähnelt? Weil sie sich so sehr von der heutigen „Normalpfarrei“ mit ihren „Üblichkeiten“ unterscheidet oder die hiermit gesetzten Maßstäbe mit einer Nur-zwei-Mann-Besetzung so unerreichbar erscheinen? Oder weil das Ganze als ein nicht wiederholbarer Sonderfall von Seelsorgern mit Sozialcharisma und „Händchen fürs Handfeste“ eben „gründlich anders“ bewertet werden muss? Eher nein, weil von Grund auf so wesentlich, weil so eigentlich.

Man kann dieses „Gemeindemodell“ gewiss nicht auf jede Pfarrei mit ähnlichen sozialen Voraussetzungen übertragen, jedoch ihre oben hervorgehobenen Prinzipien. Deshalb sei jedem Ausbilder und Auszubildenden für seelsorgliche Berufe nicht nur die Lektüre dieses Titels sehr empfohlen, sondern nach Möglichkeit auch ein Praktikum in dieser „real existierenden Pfarrgemeinde“ gegönnt!

Nachtrag eins: Zur Sprache der Autoren – so gut allgemeinverständlich hätte man es als Leser gern immer. Der Erzählstil (13) ist vielleicht ein Positivbeispiel für eine Art narrativer Pastoraltheologie. Dass hier sozialwissenschaftliche wie theologische „Fachden-

ke“ eingeflossen sind, merkt man bei genauerem Hinsehen allemal. Aber wie unaufdringlich und selbstverständlich das in den Text einfließt, zeugt genauso von deren integrativem Denken wie ihrer Fähigkeit, ihre zentralen Inhalte mit bekannten Schlagersätzen auf den Punkt zu bringen bzw. zu übersetzen (4 f.), also auch in andere Sprachbilder als die allgemein üblichen einzutau-chen.

Nachtrag zwei: Dieser Buchtitel ist jünger, als man denkt. Nicht nur wegen der jugendlichen Frische seines Inhalts. Während der Verlag im Copyright sein Erscheinen mit der 1. Auflage für 2010 angibt, war er de facto erst am 21.03.2011 der Öffentlichkeit vorgestellt worden und vom Verlag als „ab Mitte März lieferbar“ angekündigt worden – viele Verlage handhaben das ja umgekehrt, um möglichst aktuell zu erscheinen ...

Hans Arnold Ruh

Constantin Klein / Hendrik Berth / Friedrich Balck (Hrsg.), Gesundheit – Religion – Spiritualität. Konzepte, Befunde und Erklärungsansätze (Gesundheitsforschung). Weinheim – München: Juventa Verlag 2011. ISBN: 978-3-7799-1979-7. 423 Seiten, € 32,00.

Seit den 1990er Jahren ist die Anzahl der Studien und Publikationen explosionsartig angestiegen, die sich mit dem Verhältnis von Religion/Religiosität/Spiritualität und psychischer wie körperlicher Gesundheit befassen. Die überwiegende Zahl der Arbeiten stammt aus den USA. Doch auch im deutschsprachigen Raum findet die Thematik vermehrt Interesse, und den Forschungsstand in diesem Gebiet möchte der vorliegende Sammelband mit 21 Beiträgen sichten und zusammenfassen. Dabei kommen vornehmlich Medizin, Psychologie und Gesundheitswissenschaften zu Wort, aber auch Theologen und Religionswissenschaftler.

Zu Beginn thematisieren drei Beiträge die Schwierigkeit und Vielfalt der Begriffsdefinitionen für Religion, Religiosität und Spiritualität einerseits und Gesundheit, Krankheit, Wohlbefinden und Lebensqualität andererseits; denn je nach Begriffsverständnis ergeben sich deutlich unterschiedliche Grundlagen für die jeweiligen Messungen und Befragungen (und die verschiedenen gebräuchlichen Fragebogenskalen, die der dritte Beitrag vorstellt). Die Differenzen werden gut sichtbar, wenn beispielsweise Michael Utsch und Constantin Klein innerhalb desselben Beitrags ihre Argumente dafür darlegen, weshalb sie Spiritualität oder Religion/Religiosität für die

grundlegenderen, umfassenderen Begriffe halten.

Sechs Beiträge nehmen dann das Thema aus der Perspektive der Religionen bzw. der neuen Religiosität in den Blick.

Ein Schnelldurchgang von der vorgeschichtlichen Zeit bis zum 20. Jhd. ist der Aufsatz von Walter Bruchhausen; für das Verhältnis von Medizin und Religion gilt, wie er deutlich machen kann: „Es besteht [...] keineswegs die oft angenommene geradlinige Entwicklung von der prähistorischen Identität bis zur beziehungslosen Unterschiedenheit heute“ (93), sondern eine spannende, wechselvolle Beziehung.

Drei Beiträge gehen speziell auf Judentum, Christentum und Islam ein, auf deren geistige Grundlagen, Kulturgeschichte und heutige Stellung zu Medizin und Heilung; besonders gelungen sind die kompakten Ausführungen von Ulrich Eibach zur christlichen Perspektive auf Gesundheit und Krankheit.

Eine besondere Herausforderung für die (Schul-)Medizin geht vom neuen, „esoterischen“ Heilungsmarkt aus, den Markus Hero übersichtlich vorstellt und gekonnt analysiert. Der Überblick über „Religiosität in Deutschland, Österreich und der Schweiz“ von Stefan Huber schließlich korrespondiert stark mit dem Religionsmonitor der Bertelsmann Stiftung und zeigt, dass für einen nicht unerheblichen Anteil der Patienten Religion eine wichtige Rolle spielt.

Unter der Überschrift „Fokus Gesundheit“ beleuchten schließlich in einem dritten Teil zwölf Beiträge verschiedene medizinische Bereiche und wie Religion, Religiosität und Spiritualität dort

einwirken. Dabei geht es nicht um somatische Wunderheilungen etc., sondern vornehmlich darum, wie Religiosität/Spiritualität das psychische Wohlbefinden und die Lebensqualität stärken und Bewältigungsstrategien im Krankheitsfall bereitstellen – z. B. bei chronisch Kranken, Krebspatienten, Schizophreniepatienten und Depressiven. Die Forschungserkenntnisse sprechen insgesamt dafür, dass Religion eine nicht unbedeutende Rolle im Gesundheitsbereich spielt und bei der Bewältigung von Krankheiten helfen kann – aber die Ergebnisse sind oft widersprüchlich und verlangen nach genaueren Unterscheidungen, z. B. zwischen verschiedenen Gottesbildern oder extrinsischer und intrinsischer Religiosität. Trotz des angestrebten Blicks speziell auf den deutschsprachigen Raum kommen die Autoren nicht an den amerikanischen Untersuchungen vorbei; und etliche Beiträge stellen v. a. zahlreiche Studien und Zahlen nebeneinander und versinken in statistischem Fachchinesisch, wodurch die Lesbarkeit für Nichtfachleute deutlich erschwert wird. Da ist es hilfreich, dass die Aufsätze in der Regel auch Zusammenfassungen der jeweiligen Ausführungen bieten. Von den Forschungsergebnissen her thematisiert eine Reihe von Beiträgen auch die Frage, was diese für die Praxis von Kliniken, Ärzten, Psychotherapeuten etc. bedeuten: Hier besteht noch viel Sensibilisierungs- und Verbesserungsbedarf, um den spirituellen Bedürfnissen und Ressourcen gerecht zu werden.

Insgesamt ist das Buch keine Kost für den interessierten Leser, der sich kompakt, übersichtlich und schnell darüber informieren

möchte, was die Forschung zum Verhältnis von Religion und Medizin zu sagen hat. Schon an den umfangreichen Literaturangaben zeigt sich, dass sich der Band an Fachleute richtet, die damit weiterarbeiten möchten.

Waren in der Vergangenheit (und sind teilweise noch) viele Mediziner, Psychologen und stärker noch Psychotherapeuten gegenüber Religiös-Spirituellen recht reserviert, so fällt die Unbefangenheit auf, mit der im vorliegenden Band Fachleute aus verschiedenen Disziplinen wie Medizin, Psychologie, Religionswissenschaft und Theologie ihre Erkenntnisse zusammenstellen. Auch wenn das Buch es nur am Rande thematisiert, liefern die Beiträge doch wichtige Anhaltspunkte und Anregungen für eine gerade aus Sicht der Weltanschauungsarbeit akute Herausforderung: das Bedürfnis vieler Menschen nach Heilung in Verbindung mit Heil, nach einer Medizin, die über die „Gerätemedizin“ hinaus auch spirituelle Dimensionen anspricht, „ganzheitlich“ ist – ein Bedürfnis, das leider auch so manchen in die Arme unseriöser alternativ-esoterischer Anbieter treibt.

Martin Hochholzer

„Konversion“ als biografische Veränderung zum Glauben

Ein Treffen mit Neugetauften im Bistum Erfurt

Hubertus Schönemann

Am 19. Juni 2011 kamen auf Einladung von Weihbischof Dr. Reinhard Hauke ca. 45 Personen aus dem Bereich des Bistums Erfurt zusammen, die in den letzten zehn Jahren als Erwachsene getauft worden waren. Nach einem Pontifikalamt im Dom und einem gemeinsamen Mittagessen trafen sich die Teilnehmer mit einigen Mitarbeitern aus dem Seelsorgeamt in kleinen Gesprächsgruppen, um dann im Plenum zusammenzukommen. Den Abschluss bildeten Kaffee und Segen.

Die Gesprächsgruppen sollten mit ihren Erfahrungen zu der Frage nach einem „Missionsbistum neuen Typs“, das das Bistum Erfurt zukünftig sein will, beitragen. Sie hatten ein Blatt mit Reflexionsfragen als mögliche Gesprächsimpulse erhalten:

- Was war für Sie wichtig, als Sie sich für die katholische Kirche entschieden haben?
- Was ist deshalb in Zukunft für die katholische Kirche in Thüringen wichtig?
- In welchen Gruppen der Pfarrgemeinde können Neugetaufte Anschluss finden?
- Was ist für den Einstieg in die Pfarrgemeinde hinderlich?

Von Anfang an war das Gespräch in den Gruppen sehr lebendig, es schien ein großes Bedürfnis zu sein, sich den anderen mitzuteilen. Im ersten Teil des Gesprächs erzählten die Teilnehmer schwerpunktmäßig von ihrer Motivation, sich für die Taufe zu entscheiden. Im zweiten Teil spielten dann eher die Erfahrungen während des Katechumenats und nach der Taufe/Eingliederung eine Rolle. Im Folgenden werden einige Impressionen aus den Gesprächen dokumentiert, die symptomatisch zu sein scheinen für die Situationen von Interessierten, die konvertieren oder als Erwachsene getauft werden wollen.

Die Erfahrungen des Erstkontaktes mit dem Glauben und die Motivation für die Taufentscheidung zeigen sich bei den Gesprächsteilnehmern sehr unterschiedlich: Eine Frau berichtet, sie sei schon lange eine „Suchende“ gewesen. Sie habe irgendwann einmal die Erfahrung gemacht, dass „es in mich reinfließt“. Eine andere Dame spricht von einer besonderen Beziehung zum leidenden Jesus: „Da zieht mich etwas magisch an.“ Als Anknüpfungspunkt wird eine Romwallfahrt genannt, die eine weitere

Teilnehmerin verändert zurückkehren ließ. Andere haben eher kein „Erweckungserlebnis“, sondern berichten von der Faszination der Normalität des Glaubens, die sie besonders in einer künstlerisch-kulturellen Dimension angesprochen hat. Ein Herr fühlte sich angesprochen durch die konkrete Art und Weise, wie die Menschen einer Kirchengemeinde ihren Glauben leben.

Insgesamt ist auffallend, dass einer in guter und authentischer Weise gefeierten Liturgie allgemein ein sehr hoher Stellenwert beigemessen wird. Die ästhetische und mystagogische Dimension einer *Ars celebrandi*, die der Feier der heiligen Zeichen und des Gotteswortes einer christlichen Gemeinschaft zugrunde liegt, ist offenbar ein nicht zu unterschätzender Faktor für den Erstkontakt mit dem und das Hineinwachsen in den christlichen Glauben und seine Vertiefung.

Aus der Zeit während ihrer Einführung und nach der Taufe schildern die Bewerber unterschiedliche Erlebnisse. Ein Mann muss mit dem Vorurteil umgehen, dass es als „Betriebsunfall“ empfunden wird, dass er als Kind nicht getauft wurde. Eine Dame hat den Eindruck, dass ihr ihre

„Konversion“ als Lebensveränderung von anderen Gläubigen offenbar nicht „abgenommen“ wurde. Ein junger Mann berichtet von Schwierigkeiten, einen Taufpaten zu finden.

Gleichzeitig schildern die Neugetauften ihre Eindrücke von den Kirchengemeinden, in die sie nun neu aufgenommen wurden: Eine Dame erlebt, dass beim Gottesdienst den Mitfeiernden eher Äußerliches wichtig sei,

rigkeiten, sich mit ihrer konkreten Glaubenserfahrung und -biografie in den Gemeinden einzubringen. Sie tragen in sich die Einsicht, dass der Glaube nicht abgeschlossen und fertig, aber eine personale Realität ist. Das substantielle Sprechen über den Glauben stellt für sie oft eine Selbstverständlichkeit dar. Sie wünschen sich auch nach ihrer Taufe Glaubenskurse und geistlichen Austausch in einer Form

einem Glaubensforum bei facebook und von gemeinsamem Rosenkranzgebet im Internet.

Die Wahrnehmungen aus den Gesprächsgruppen korrespondieren zum großen Teil mit Erkenntnissen, die das Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG) der Universität Greifswald in der Studie „Wie finden Erwachsene zum Glauben?“ mit der Befragung von evangelischen Christen erarbeitet und veröffentlicht hat¹. „Konversion“ wird darin nicht mit dem sonst üblichen Verständnis auf Kirchenmitgliedschaft, sondern als Glaubensveränderung verstanden. Der Untersuchungsgegenstand sind der Wandel in der Einstellung und die innere, subjektiv wahrgenommene Veränderung der Biographie im Blick auf den Glauben, die nicht unbedingt mit einem formalen Konfessionswechsel oder mit der Taufe zusammenfallen. Sie sind vielmehr ein Zeitpunkt oder ein Prozess, den Menschen selbst mit ihrer Aneignung des Glaubens in Verbindung bringen und worin sie die Art und Weise dieser Veränderung selbst subjektiv zum Ausdruck bringen. Unter einem solchen Verständnis von „Konversion“ kommt die Studie zu einigen wichtigen Ergebnissen:

Konversion ist ein Phänomen der Mitte (Mitte des Lebens, „bürgerliche Mitte“, Mitte der Volkskirche). Es sind also nicht nur „Randexistenzen“ oder „Ausnahmefälle“, die eine Veränderung zum Glauben erleben. Wandel der Biografie in Bezug auf den



Als Erwachsene Getaufte bringen ganz eigene Erfahrungen und Bedürfnisse in die Pfarrgemeinden hinein.

Bild: © Klaus Herzog / Pfarrbriefservice.de.

etwa welche Kleidung jemand trage. Es gebe im Gestühl des Kirchenraumes „Stammplätze“, die gegenüber anderen „verteidigt“ würden. Die Erwartung einer gastfreundlichen Gemeinde werde gelegentlich von der Erfahrung eines „Vereinsklüngels“ korrigiert. Die Neugetauften berichten mehrheitlich von Schwierigkeiten, sich mit ihrer konkreten

von „Hauskirche“ und eben nicht nur „punktuelle“ Katechese zur direkten Vorbereitung auf ein Sakrament. Gerade Neugetaufte im mittleren Lebensalter beklagen das Fehlen von Angeboten für ihre Generation. Mancher findet eher in einer geistlichen Bewegung Anschluss und religiöse Heimat. Eine Frau berichtet von

¹ Johannes Zimmermann / Anna-Konstanze Schröder (Hg.), Wie finden Erwachsene zum Glauben? Einführung und Ergebnisse der Greifswalder Studie (Beiträge zur Evangelisation und Gemeindeentwicklung). Neukirchen-Vluyn 2010.

Glauben ist ein Phänomen, das oft genug vorkommt, eben auch unabhängig von einer konkreten Entscheidung zur Taufe oder zum Konfessionswechsel, und nur selten als solches wahrgenommen und unterstützt bzw. begleitet wird. Es darf also nicht nur im Umkreis von Taufinteressierten, sondern auch im biografischen Vollzug der eigenen Lebensreflexion eine solche „Konversion“ erwartet werden.

Konversionen werden von den Betroffenen unterschiedlich erlebt und geschehen nicht nach einem einheitlichen Muster. Die Greifswalder Studie identifiziert drei Typen: die *Vergewisserung* von Menschen, die im Glauben sozialisiert sind, aber an einem bestimmten Punkt ihres Lebens eine (neue?) Entscheidung für den Ernst des Glaubens treffen, die *Entdeckung* des Glaubens beispielsweise durch so genannte „treue Kirchenferne“ oder aber der Typus der *Lebenswende* bei Menschen, die bislang mit dem Evangelium nicht in Kontakt kamen und nun für eine Begegnung mit dem Gott des christlichen Glaubens aufgeschlossen werden (ebd. 69). Diese Vielfältigkeit der Wege, zum Glauben zu kommen, benötigt bei den pastoral Verantwortlichen Geduld und Zeit, Einfühlungsvermögen und seelsorgliche Kreativität, unterschiedliche Glaubenswege wahrzunehmen und vielseitige Räume des Übergangs zu gestalten und anzubieten.

Eine so verstandene Konversion kann als Krise (92) beschrieben werden, die aber weniger eine „krisenhafte Persönlichkeit“ anzeigt, sondern vielmehr den Modus der Entscheidung (krisis) und des Neuanfangs (metanoia) markiert.

Die Greifswalder Forscher messen Personen die größte Bedeutung für Wandlungsprozesse zum Glauben bei. Im persönlichen Lebensumfeld sind dies (in dieser Reihenfolge) Freunde und Ehepartner, im Gemeindeumfeld Pfarrer und Ehrenamtliche. Nach Veranstaltungen befragt, die für sie wichtig waren, nennen die Befragten den „traditionellen Gottesdienst“, in abgestufter Wertigkeit den „alternativen Gottesdienst“ und den Glaubensgrundkurs. Die Bedeutung des Gebets wird sehr hoch eingeschätzt.

Aus den Äußerungen eines Gesprächsnachmittages mit Neugetauften, auf dem Hintergrund der Ergebnisse der Greifswalder Studie gedeutet, lassen sich stichwortartig Faktoren wahrnehmen und Präferenzen benennen, die den Weg von Erwachsenen zum Glauben fördern und unterstützen:

- Gemeinden müssen noch einladender sein, um neue Mitglieder auch in ihrer spezifischen Glaubensbiografie als Bereicherung zu sehen, sich ihnen zu öffnen und selbst im Glauben lernfähig zu sein.
- Glaubenswege und -prozesse werden subjektiv unterschiedlich wahrgenommen und gedeutet. Es ist entscheidend, darüber im Gespräch zu bleiben, um unterschiedliche Glaubenswege zu akzeptieren und als Bereicherung wahrzunehmen.
- Es müssten zunehmend offene „Räume“ für Glaubenskommunikation entwickelt und bereitgestellt werden, insbesondere regelmäßige Veranstaltungen für Menschen in der Lebensmitte zum Glaubensgespräch. Dabei ist Empathie und Fingerspitzenge-

fühl wichtig. Es darf nicht die Absicht bestehen, die Menschen „fangen“ oder „rekrutieren“ zu wollen. Ziel muss das Angebot und die Eröffnung der eigenen personal-authentischen Glaubenserfahrung, einer Beziehung mit dem lebendigen Gott sein, zunächst auch jenseits der Inhalte und der Wahrheit des Katechismus und einer formellen Kirchenmitgliedschaft.

- Nicht nur hilfreich, sondern unabdingbar sind eine attraktiv einladende und aufsuchende Öffentlichkeitsarbeit sowie ansprechende Gestaltung der Räume und der Rahmenbedingungen der Begegnungen und des Gesprächs.
- Die Bedeutung der Personen als Zeugen des Glaubens zeigt: Es muss Ansprechpartner geben (in der Gemeinde), persönliche Beziehungen zur Ansprache und zur Begleitung der am Glauben Interessierten sind wichtig.

Der Gesprächsnachmittag der Neugetauften war die erste Veranstaltung dieser Art im Bistum Erfurt. Die Teilnehmer waren sich einig, dass dies für sie ein wichtiger Austausch war, und wünschten sich Fortsetzung. Möglicherweise macht ein solches Treffen auch auf regionaler Ebene unter Einbezug von bereits seit längerem getauften Gemeindemitgliedern Sinn. Solche Begegnungen tragen dazu bei, die Identität der Neugetauften zu stärken und gleichermaßen die Gemeinden lernfähig zu machen, die Erfahrungen der Taufbewerber für ihre eigene Glaubenspraxis nach innen und für ihr Zeugnis nach außen fruchtbar zu machen. ■

Kirche als Ort der Gottsucher

Tagung der Katholischen Akademie in Berlin

Tobias Kläden

Zum Ende des akademischen Jahres lud die Katholische Akademie in Berlin für den 28. und 29. Juni 2011 zu einer Tagung ein, deren Thema besonders im säkularen Umfeld der Bundeshauptstadt alles andere als selbstverständlich ist: „Kirche als Ort der Gottsucher“. Neben Beiträgen aus der Perspektive von Ordensleuten, die oft eine Vorreiterrolle in Fragen der Spiritualität, aber auch der Kirchenentwicklung einnehmen, waren auch Stimmen aus nicht explizit kirchlichem oder theologischem Kontext vertreten.

So eröffnete der Grazer Philosoph *Peter Strasser* die Tagung mit einem Impuls über die „Sehnsucht in uns allen“, die er als „unerreichbar nahe“ beschreibt. Sehnsucht macht das Wesen des Menschen aus und richtet sich auf etwas Verlorenes – ein Paradies muss verloren werden, um eines sein zu können – und gleichzeitig auf etwas Unerreichbares, Unrealisierbares. Während die Hoffnung als ein verwandtes Grundgefühl des Menschen sich auf ein bestimmtes Ziel richtet und zu einer politisch wirksamen (und auch ideologieanfälligen) Triebkraft werden kann, ist die Sehnsucht nicht kollektivierbar. Sehnsucht kann vielmehr unthematatisch auftreten, als ein willenloses

Wünschen, wie es etwa die Sternseherin Lise in dem Gedicht von Matthias Claudius ausdrückt: „Es gibt was Bessers in der Welt / Als all ihr Schmerz und Lust.“ Vielleicht ist die Sehnsuchtsfähigkeit des Menschen auch die Grundlage für seine Gottsuche. Doch wie kann die Sehnsucht produktiv werden und zur Tat umschlagen?

Einen Antwortversuch aus der Perspektive dominikanischer Spiritualität unternahm Sr. *Aurelia Spindel OP* (Augsburg). Sie arbeitete, von biblischen Texten ausgehend, Elemente der Gottsuche heraus und präsentierte Hld 3 – die nächtliche Suche nach dem „den meine Seele liebt“ – als einen klassischen Text der Gottsuche im Ersten Testament. Diese Gottsuche geschieht in der sowohl intimen als auch bedrohlichen Situation der Nacht (V. 1); der Kontakt mit den Stadtwächtern (V. 3) weist auf einen Zustand der existenziellen Verunsicherung hin, die eine notwendige Voraussetzung der Gottsuche ist. „Ich packte ihn, ließ ihn nicht mehr los“ (V. 4): Gottsuche ist also auch eine zupackende Tätigkeit, die Unentschlossenheit, Faulheit oder Besitzgehabere ausschließt. Schließlich weist die Aufforderung „Stört die Liebe nicht auf, weckt sie nicht, bis es ihr selbst

gefällt“ (V. 5) auf die Unverfügbarkeit dieser Liebes-Beziehung. Der Sehnsuchtspsalm 63 steuert ein weiteres Moment bei. „Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir. Nach dir schmachtet mein Leib wie dürres, lechzendes Land ohne Wasser“: Der Beter dieses Psalms sieht sich existenziell ausgesetzt, die Sehnsucht nach Gott erfasst seinen ganzen Leib. Sehnsucht und Halbherzigkeit schließen sich aus, es geht also um das Ganze; ein bisschen Gottsuche gibt es nicht. Die Feldrede in Lk 6 schließlich weist auf das Kriterium der Früchte, der „Produktivität“ hin (V. 43–46): „Es gibt keinen guten Baum, der schlechte Früchte hervorbringt“. Die Warnung Jesu „Was sagt ihr zu mir: Herr! Herr!, und tut nicht, was ich sage?“ kann auch verstanden werden als eine Warnung der negativen Theologie, sich nicht zu sicher zu sein in seiner positiven Sehnsucht. Gerade das, was du nicht sagst, ist das, was gesagt werden muss – aber du kannst es nicht sagen.

Insbesondere dieser Beitrag löste eine Diskussion darüber aus, ob Kirche ein Ort der so beschriebenen Gottsuche sein kann, ob die Situation Hauptamtlicher, die mit unbefristeten Verträgen bei der Kirche angestellt sind,

nicht sogar kontraproduktiv für die Gottsuche ist. Andererseits ist jedoch die Situation existenzieller Not und Unsicherheit per se auch keine Gewähr oder auch nur eine gute Voraussetzung für eine stärkere Suche nach Gott. Das Verhältnis von religiöser Erfahrung und Kirche wurde von dem emeritierten Tübinger Moraltheologen *Dietmar Mieth* weiter thematisiert, illustriert am Beispiel der Mystik Meister Eckhardts. Er wies zunächst darauf hin, dass dieser zwar Kriterien für religiöse Erfahrungen angegeben hatte, jedoch keine Methoden, zu solchen zu kommen. Gerade mystische Erfahrungen sperren sich gegen Verfestigung; religiöse Sehnsucht kann schnell abgebremst werden, wenn sie thematisch wird. Mieth betonte, dass Mystikern wie Meister Eckhardt nicht die Kirchlichkeit abgesprochen werden darf; jedoch kommt es schnell zu Interessenskonflikten mit einer sich als (moderne) Organisation verstehenden Institution Kirche. Die Ortlosigkeit der individuellen religiösen Erfahrung stößt hier auf die Suche der Kirche, Ort zu sein. Im Blick auf die aktuelle Situation der Kirche konstatierte Mieth, dass es geradezu wünschenswert wäre, wenn diese eine Gotteskrise wäre, weil eine solche Anlass böte zu vermehrter Gottsuche; de facto ist aber mindestens auch eine Kirchenkrise festzustellen, die eine Krise der Weitergabe von (religiöser) Erfahrung aus Vertrauen darstellt.

Elmar Salmann OSB (Rom/Gerleve) schloss den Bogen mit einem Blick auf die Benediktsregel und machte sich damit zum „Anwalt der Gewöhnlichkeit“. Benedikt war kein religiöses Genie wie etwa Franziskus; seine Regel ist kein ekstatischer Entwurf, sondern nimmt zu großen Teilen

andere Vorlagen auf (aus denen aber wiederum klug ausgewählt wird). Somit stellt sie eine Transkription der Tradition ins Lebbar dar; *traditio* wird als etwas Normierendes, aber gleichzeitig auch Freigebendes verstanden. Der Entstehungskontext ist die Zeit der Völkerwanderung, eine Zeit der verlorenen Paradiese: Das antike Rom ist untergegangen, ebenso die Athener Akademie. In dieser Zeit des Umbruchs und des Notstands gründet Benedikt sozusagen eine Elementarschule

fern wird das Kloster zum „Umspannwerk“ der Sehnsucht zu Hoffnung. Dabei wird das ganze Leben als epiphan verstanden, das überall die Spur der Gegenwart Christi aufzeigt, ohne seiner Natürlichkeit beraubt zu sein. So etwa soll auf die Schwachen und Kranken Rücksicht genommen werden; sie sollen sich aber selbst daran erinnern, dass man ihnen um Christi willen dient, und keine übergebürlichen Ansprüche stellen, denn auch im Pfleger ist Christus gegenwärtig.



für Christen: demütig, von unten. Als zentral erweist sich bei Benedikt die Tugend der *discretio*, der Unterscheidung und der Suche nach dem rechten Maß: Die ganze Regel ist durchzogen von einem ständigen Ab- und Gegenwägen, zwischen Grundsatzdebatte und Alltäglichkeit; die Extreme werden erinnert und nicht aufgelöst, sondern in Lebbarkeit überführt für die rauen Menschen der Völkerwanderungszeit. Inso-

Diese Unaufgeregtheit und Elementarität der benediktinischen Spiritualität (die nicht mit Banalität zu verwechseln ist) ist also auch eine Möglichkeit, mit dem Thema „Gottsuche“ umzugehen. Vielleicht könnte die Benediktsregel mit ihrer *discretio*, die nicht Mittelmäßigkeit bedeutet, sondern die Extreme bewahrt, als „Notstandsverordnung“ auch für die heutige Situation gelten? ■

Lügen 2.0

Kleine Anleitung für den zukünftigen Demagogen

Martin Hochholzer

Umfassend Fakten recherchieren, in einen größeren Horizont (den man sich auch erst erwerben muss) einordnen, verschiedene Aspekte abwägen und gewichten, sorgfältig und differenziert formulieren: Ich bitte Sie!!! Wir leben schließlich im Zeitalter von Copy & Paste!

Obwohl: Wenn sich die Enthüllungsbemühungen bezüglich Dissertationen von Politikern zu einem Volkssport ausweiten sollten ...

Aber wenn Sie nicht gerade Bundesverteidigungsminister sind: Was soll der Aufwand? Zuletzt auch noch aus Kritik lernen und gegebenenfalls die eigenen Ansichten überdenken? Viel einfacher geht es mit einer schönen Verschwörungstheorie: Die Kritik des Establishments beweist doch nur, dass Sie die absolute Wahrheit haben!

Natürlich geht das meiste von alleine, wenn Sie den Islam, die Kirche, die Politik, die Finanzwelt oder meinetwegen auch den Kaninchenzüchterverein von nebenan auf dem Kieker haben und allein im Recht sind und das auch aller Welt mitteilen müssen. Hier dennoch einige Tipps:

- Sie müssen nicht lügen, also nicht bewusst etwas Falsches erfinden (auch wenn Sie das natürlich gerne tun können, solange es nicht zu offensichtlich ist). Es reicht, wenn Sie Fakten so darstellen, dass der Leser einen falschen Eindruck erhält.
- Dazu konzentrieren Sie sich bitte auf Fakten und Vorkommnisse, die Ihre Ansicht (pardon: Ihre absolute Wahrheit) stützen. Es reicht, entsprechende Einzelfälle zusammenzustellen – etwaige Gegenbeispiele oder gar Untersuchungen und Statistiken, die Ihre Beispiele als Ausnahmen erweisen, übergehen Sie. Glücklicherweise ist der menschliche Geist so eingerichtet, dass er aus Einzelereignissen allgemeine Regeln abzuleiten versucht – es genügt also, die Menschen einseitig zu informieren. Ständige Wiederholung bringt's!
- Natürlich können Sie auch auf andere Meinungen eingehen, wenn Sie zufällig gerade ein Gegenargument an der Hand haben oder Sie sich darüber lustig machen wollen. Ansonsten ignorieren Sie alles, was Ihrer Meinung widerspricht!!!

- Hilfreich ist es, bereits in der Gesellschaft vorhandene Klischees anzusprechen. Stellen Sie irgendwie Verbindungslinien zu bereits bestehenden Feindbildern her, z. B. zu Freimaurern, Juden, der EU oder auch zum EHEC-Bazillus – da fällt Ihnen bestimmt etwas ein!
- Verzichten Sie darauf, Ihre Feinde differenziert darzustellen! Zeichnen Sie sie als eine einzige große, bedrohliche Masse!!! Hilfreich ist es, systematisch für sie und ihr Tun wertende, Stimmung machende Bezeichnungen zu gebrauchen wie „islamische Vergewaltigung“, „Kreuzfahrer“, „Multikulti-Illusion“, „Volksbetrüger“ oder (beim Kaninchenzüchterverein) „Nagetierfetischismus“.
- Und vergessen Sie bitte nicht, ein umfassendes, am besten globales Bedrohungsszenario zu entwickeln! Es ist einfach unglaublich, hinter was allem Ihre Feinde stecken (oder stecken könnten – spekulieren Sie ruhig drauflos!!!).
- Logik ist eine feine Sache, die Sie gelegentlich nutzen sollten, aber für Ihre Zwecke reicht es, wenn es oberflächlich betrachtet logisch klingt.
- Machen Sie sich keine zu großen Sorgen, dass die Sachkenntnisse, die Sie (obwohl Sie sowieso schon alles wissen) bei der dauernden Beschäftigung mit Ihren Feinden zwangsläufig dazuerwerben, Ihre Meinung revidieren könnten. Sollte wirklich einmal einer Ihrer Gegner völlig aus Ihrem vorgefertigten Bild herausfallen, dann gilt: Ausnahmen *bestätigen* die Regel!

So, jetzt können Sie loslegen. Schwingen Sie die Feder (oder hämmern Sie auf die Tastatur ohne Rücksicht auf Rechtschreibung, Grammatik und Zeichensetzung – das ist ja so was von out!), um die Menschheit aufzuklären und die Welt zu retten!!! Obwohl: Wenn Sie daran denken, von was für Ignoranten Sie umgeben sind – warum machen Sie sich überhaupt die Mühe? Lehnen Sie sich lieber zurück und amüsieren Sie sich still und leise über diejenigen, die sich immer noch um einen möglichst unvoreingenommenen Blick auf die Welt und um differenzierte, ausgewogene Kritik bemühen und nicht einmal davor zurückschrecken, sich auch einmal an die eigene Nase zu fassen.

Die nächsten Ausgaben von εὐαγγελ:



Ausgabe 4/2011

Schwerpunkt:
„Christentum
und Stadt“

erscheint im
Dezember 2011



Ausgabe 1/2012

Schwerpunkt:
„Lebensräume“

erscheint im
März 2012



Ausgabe 2/2012

Schwerpunkt:
„Wie ticken die
Mitteldeutschen“

erscheint im
Juni 2012

Unser Newsletter informiert Sie, wenn eine neue Ausgabe erscheint.

Bestellung unter: www.kamp-erfurt.de

Impressum

εὐαγγελ. Magazin für missionarische Pastoral
2. Jahrgang, Heft 3
Erscheinungsmonat: September 2011
URN: urn:nbn:de:0283-euangel3/2011_8
ISSN: 2191-3781
erscheint 4 x im Jahr; kostenlos

Redaktion:

Tobias Kläden (Chefredakteur, v. i. S. d. P.),
Hubertus Schönemann, Martin Hochholzer,
Hans Arnold Ruh

Kontakt: 03 61 / 54 14 91-0
redaktion@kamp-erfurt.de

Herausgeber:

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral,
Holzheienstr. 14, 99084 Erfurt, www.kamp-erfurt.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Bilder und Copyright:

soweit nicht anders angegeben:
© 2011 KAMP und deren Lizenzgeber.
Alle Rechte vorbehalten.

Bild Rückseite:
© Anna-Katharina Höpflinger

Die letzte Seite



3
ST